Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst

Herausgegeben von Dr. O. Pfister, Pfarrer, Zürich

Prof. Dr. Bovet, Genf
Prof. Dr. Claparède, Genf
unter Mitwirkung von:
Dr. med. E. Oberholzer, Zürich
Prof. Dr. Schneider, Riga

IX.

HANS ZULLIGER

*

AUS DEM UNBEWUSSTEN SEELENLEBEN UNSERER SCHULJUGEND



Verlag Ernst Bircher Bern
Aktiengesellschaft

Verlag Ernst Bircher A.-G. Bern-Leipzig

In der Sammlung

Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst

herausgegeben von Dr. O. Pfister
Pfarrer in Zürich

sind bis jetzt erschienen:

I.

Die Behandlung schwer erziehbarer und abnormer Kinder

Von Dr. O. PFISTER, Pfarrer in Zürich
Preis Fr. 3.—

II.

Erzieherliebe als Heilmittel

Ein Fall von krankhafter Lügenhaftigkeit und seine Behandlung
Von M. FROST
Mit einem Vorwort von Dr. WALTER FROST
Universitätsprofessor in Bonn
Preis Fr. 2.—

III.

Der Zufall und die Koboldstreiche des Unbewußten

Von HERBERT SILBERER
Preis Fr. 3.—

IV.

Vermeintliche Nullen und angebliche Musterkinder

Von Dr. O. PFISTER, Pfarrer in Zürich
Preis Fr. 2.—

Die 4 Bändchen in geschmackvollem Geschenkkarton zusammen
Preis Fr. 10.—



HANS ZULLIGER:

AUS DEM UNBEWUSSTEN SEELENLEBEN UNSERER SCHULJUGEND

SCHRIFTEN ZUR SEELENKUNDE UND ERZIEHUNGSKUNST

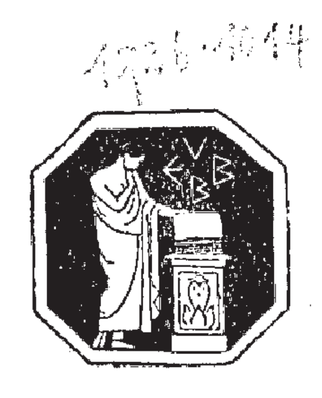
herausgegeben von

Dr. Oskar Pfister, Pfarrer in Zürich

in Gemeinschaft mit

Professor Dr. Pierre Bovet am Institut J. J. Rousseau in Genf -:- Professor Dr. Edouard Claparède in Genf -:- Dr. med. Emil Oberholzer in Zürich -:- Professor Dr. Ernst Schneider in Riga.

Heft IX.



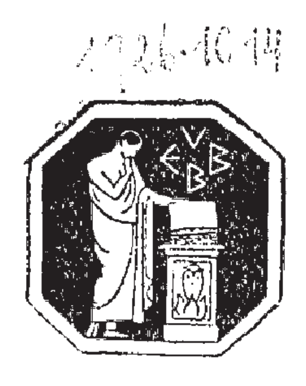
Verlag Ernst Bircher Aktiengesellschaft Bern

Aus dem unbewußten Seelenleben unserer Schuljugend

Von

HANS ZULLIGER

1926·10·14



Verlag Ernst Bircher Aktiengesellschaft Bern



Alle Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Copyright by Verlag Ernst Bircher Aktiengesellschaft Bern 1923.





Frau Dr. med. Mira Oberholzer

dankbar gewidmet.



Alle Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Copyright by Verlag Ernst Bircher Aktiengesellschaft Bern 1923.



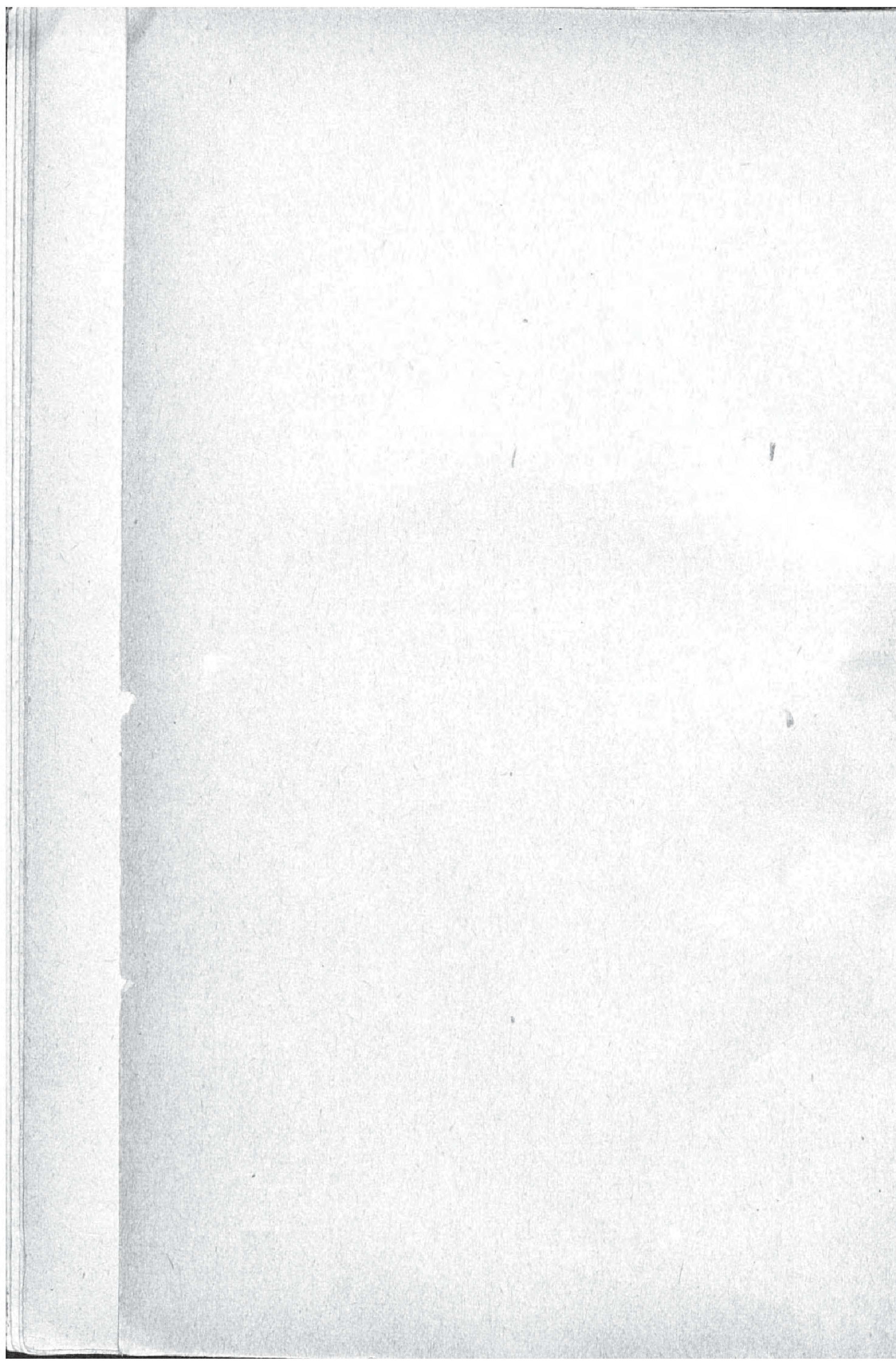
Frau Dr. med. Mira Oberholzer

dankbar gewidmet.



Inhalt.

	Seite
Einleitung	1
Selbstbestrafungs-, Sühne- und Opferhandlungen	5
Ein Sudler und Schmierer	18
Ein »prophetischer« Traum	30
Das umgestürzte und zerbrochene Tintenfaß	35
Ein Angsttraum	39
Das verräterische Löschblatt	49
Eine Tagträumerin	56
Ein Wahrheitsfanatiker	70



Einleitung.

Die Psychanalyse hat in zahlreiche psychische Fehlentwicklungen Licht und Verständnis gebracht. Sie will die Verdienste der Schul- und Experimentalpsychologie nicht leugnen, sie ist aber imstande, die Kenntnis der Psyche zu erweitern. Ihre Theorie gewinnt sie aus einer Masse von Einzelfällen, die mit einer experimentellen und individualpsychologischen Methode durchleuchtet wurden. Sie schafft die notwendigen Vorbedingungen zu einer Religiosität im besten Sinne.

Der Pädagoge, der die psychanalytischen Errungenschaften kennt, wird seine Zöglinge besser verstehen, anders beurteilen, anders behandeln und vor allem solche erzieherische Hilfen vermeiden, die einen Fehler nur noch verschlimmern. Er kann, ohne selber zu analysieren und ohne der anderen pädagogischen Methoden entraten zu müssen, beginnenden Fehlentwicklungen vorbeugen und den Eltern Räte erteilen.

Unter gewissen Bedingungen ist nicht einzusehen, warum ein Lehrer nicht selber kleinere pädagogische Analysen unternehmen dürfte. Immerhin ist bis dorthin ein langer und mühsamer Weg, und vor Kurpfuschereien muß ausdrücklich gewarnt werden. Der Pädagoge, der praktisch analytisch tätig sein will, soll

1. selber durch einen tüchtigen Analytiker analysiert sein,
2. die psychanalytische Literatur studiert haben,
3. sich an Analysen eigener und fremder Träume, an Analysen von Fehlhandlungen, Märchen, Mythen, Gespenstergeschichten vorbilden,
4. vor allem die Verbindung mit einem analysekundigen Arzte nie verlieren. Auf diese Bedingung muß besonders aufmerksam gemacht werden, weil der Pädagoge eine Neurose von einer Geisteskrankheit (Schizophrenie) in der Regel nicht unterscheiden kann, und weil er meist nicht weiß, ob ein bestimmter Fall in seine oder in die Hände eines Arztes gehöre.
5. Eine sog. Durch-Analyse an einem Zögling der eigenen Klasse ist in der Regel schwer, weil der Schüler zum Vornherein in einem bestimmten Einstellungsverhältnis zum Lehrer steht. Leichter lassen sich kleinere Analysen oder dann Analysen an Kindern anderer Klassen bewerkstelligen.

* * *

Wenn ich zur Zeit meiner frühesten Arbeiten analytischer Natur es möglichst vermied, auf das Gebiet des Sexuellen einzugehen, weil daraus einem Volksschullehrer durch falsche und böswillige Absicht-Unterschiebung und Auslegung leicht Schwierigkeiten erwachsen können, so führten mich einige der hier geschilderten Fälle dazu. Darum fühle ich mich verpflichtet, vorausgehend einige Aufschlüsse über meine Auffassung betreffend die sexuelle Aufklärung zu geben.

Die sexuelle Aufklärung ist Sache der Eltern. Sie

sollen zeitig genug aufklären, wenn sie nicht wollen, daß ihre Kinder in schwere Konflikte kommen und das Zutrauen verlieren.

Der Lehrer soll grundsätzlich nicht aufklären. Auf keinen Fall soll er eine Massenaufklärung vornehmen, ein so heikles Gebiet muß mit Takt und Feingefühl und von Fall zu Fall individuell angegriffen werden. Wenn ein Kind in seiner Not schließlich zu ihm kommt und ihn um Auskunft bittet, so darf er es nicht zurückweisen. Dabei betone er besonders das Heilige der Menschwerdung und gebe nur auf die Frage Auskunft, die das Kind beschäftigt. Es wird später, wenn weitere Fragen in ihm erwacht sind, wiederkommen, und der Lehrer, der es kennt, wird schätzen können, was er wagen darf. Lieber sei er zu vorsichtig. Besonders mögen jüngere Kolleginnen und Kollegen, die in ihren Dörfern noch nicht eingesessen sind und die das Vertrauen der Eltern noch zu wenig besitzen, ausdrücklich vor Unvorsichtigkeiten gewarnt sein.

Vorteilhaft ist die Besprechung der Frage der sexuellen Aufklärung an Elternabenden. Bei Anlaß einer Diskussion dieses Problems wurde in meinem Dorfe von den Eltern gewünscht, wir Lehrer möchten die Aufklärung übernehmen, weil sie »den richtigen Ton nicht träfen« und »nicht wüßten, wie beginnen«. Wir wiesen das Ansinnen zurück und begründeten unseren Standpunkt. Als Anleitung, wie man aufklären kann, empfahlen wir ihnen Schriften (z. B. »Am Lebensquell«, Verl. Callway, München), warnten aber davor, sklavisch nach einem der Beispiele vorzugehen oder die Aufklärungsarbeit dadurch zu umgehen, daß den Kindern einfach ein Buch in die Hand gedrückt wird: »Da steht drin, was du wissen

möchtest!« Denn diese Art von Aufklärung ist wieder nicht dem Individuum angepaßt.

* * *

Aus leicht erklärbaren Gründen sind Namen und Oertlichkeiten in den Berichten entstellt.

Wie sich der Interessent über Psychanalyse weiter orientieren kann, das habe ich im Vorwort des ersten Heftchens dargetan. Hier sei noch das vorzügliche Buch von Pfarrer Dr. O. Pfister »Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen« (Verl. Bircher-Bern) empfohlen.

Zu meinen nun folgenden Ausführungen habe ich den größeren Teil der psychanalytischen Literatur benutzt, vor allem die Publikationen Freuds und Pfisters.

Den Herren Pfr. Dr. O. Pfister und Dr. med. E. Oberholzer-Zürich möchte ich für viele mündliche und schriftliche Anregung hier besonders danken!

Der Verfasser.

Selbstbestrafungs-, Sühne- und Opferhandlungen.

Ernst Marti kam fast regelmäßig zu spät in die Schule. Ein Brieflein, in dem ich schließlich seine Eltern auf den Säumigen aufmerksam machte, nützte nichts. Es wurde mir nur mitgeteilt, daß der Knabe zeitig genug von zu Hause weggeschickt werde.

Ernst bestritt das zwar. Bald hatten sich die Eltern verschlafen, das Morgenessen stand nicht auf dem Tische, weil das Holz nicht brennen wollte, er hatte noch den Kaninchen misten oder sie füttern müssen, er half dem Vater noch grasen — er hatte tausend Ausreden.

Merkwürdig war nur, daß er nicht etwa eine halbe Stunde oder gar längere Zeit zu spät kam, sondern immer nur einige Minuten. Immer, wenn die Stunde eben begonnen hatte, platzte er plötzlich pustend herein, stammelte eine Entschuldigung, ließ dann noch etwa ein Buch oder die Schulschachtel auf den Boden fallen, vergaß die Kappe auf dem Kopfe oder machte sonst unabsichtlich etwas, worüber die Klassenkameraden lachen mußten, und was störte. Nachsitzen und andere Strafen nutzten nichts. Eher konnte ich das Gefühl haben, daß Ernst desto regelmäßiger zu spät kam und irgend

was Dummes leistete, je mehr ich davon Aufhebens machte.

Eines Tages nun drohte ich ihm, ich müßte ihn, falls er neuerdings zu spät zur Schule komme, wieder heimschicken, es gehe nicht an, daß ich ihm den Fehler weiter ungestraft nachsehe, weil sonst ein jedes Kind Anrecht darauf haben könnte und — möchte, zu spät zu kommen. Er begriff, daß im Interesse eines geregelten Betriebes sich der einzelne dem Gesetze der Allgemeinheit fügen mußte. Das heißt, er begriff es, wie wir Lehrer in der Regel den Sinn des Begreifens verstehen: er begriff mit dem Verstande und — begriff darum nicht. Denn begriffen haben wir eigentlich erst das, was wir mit allen Schichten unseres Wesens erfaßten, anders gesagt: nur das, womit wir uns identifizieren.

Ernst kam am betreffenden Nachmittag wiederum zu spät. Er trug das Reißbrett unter dem Arm. Als er unter der Türe war, stolperte er, fiel so lang er war und schlug sich an der Brettkante ein Loch in die Stirne.

Wäre ich nicht ein gefühlloser Mensch gewesen, wenn ich meine Drohung nun ausgeführt hätte? Ich schickte ihn zu einer Kollegin, die als Samariterin mit Verbandzeug und Heftpflaster versehen ist, und der Schaden wurde so gut es ging verklebt und verbunden. Allerdings war damit auch ein schönes Stück der Lektionszeit um. In der zweiten Nachmittagsstunde klagte mir der Knabe, er habe sehr Kopfschmerzen.

Hier muß ich bemerken, daß ich in der Regel Schüler heimschicke, die krank sind, besonders Mädchen, die mir wegen Kopfweh und Unwohlsein klagen. Denn ein krankes Kind wird wenig aufpassen und dem Unterrichte schlecht folgen.

Ernst aber ließ ich nicht nach Hause ziehn. Denn ich hatte ihn, das heißt sein Unbewußtes in einem schlimmen Verdacht. Darum tröstete ich ihn mit den Worten: Das wird nicht so schlimm sein, ein Bub soll auch etwas vertragen können.

Im nächsten freien Aufsatze teilte mir der Knabe mit:

Die Strafe.

Ich habe darüber nachgedacht, warum ich am Dienstag nachmittag umgefallen sei. Das war die Strafe für das Zuspätkommen. Ich hatte dem Aebi gesagt, ich komme extra zu spät, es sei mir ganz gleich, wenn Ihr mich heimschickt. Ich gehe (ginge) dann ein bißchen in den Wald, und die Eltern merkten dann nichts. Es hat mich dann gefreut, daß Ihr mich nicht noch heimgeschickt habt. Denn wenn es der Vater vernommen hätte, daß ich wieder zu spät gekommen sei, so hätte es etwas abgesetzt.

Aber Ihr dürft nicht glauben, daß ich dann mit Absicht zu spät kam, ich weiß nicht, wo ich mich verlauert [1]) habe, ich kam mit dem Grundbacher von der fünften Klasse, der war also auch zu spät.

»Du kommst wohl nur sehr ungern in die Schule!« sagte ich zu Ernst Marti, als ich ihm das Heft zurück gab. Er zögerte mit einer Antwort und sah mich schlau an. »Red nur von der Leber weg, ich tue dir nichts!« forderte ich.

»Mein Vater war in der Schule auch nicht gut«, sagt er ausweichend, »deswegen kommt er gleichwohl durchs Leben, er hat es selber gesagt!«

---

1) verspätet.

»Das heißt also mit anderen Worten, du betrachtest die Zeit, die du in der Schule sitzest, als verloren — das ist auch eine Auffassung! Dich sollte ich einfach aus der Schule ausweisen können, dann wäre dir geholfen; aber leider verbietet mir das ein Gesetz: es muß ein jedes Kind zur Schule gehn, auch wenn es nicht mag, oder wenn es seine Eltern als überflüssig betrachten. Und auch du mußt kommen. Nicht, weil ich es so will, das Schulgesetz will es so.

Und nun verstehe ich dein fortwährendes Zuspätkommen. Es heißt: ich gehe lieber nicht hin. Oder: ich zeige damit dem Lehrer, wie gering ich die Schule schätze — vielleicht, weil sie der Vater gering schätzt. Der Unfall hatte den Zweck, nicht gestraft zu werden, gewiß. Du errangst statt der Strafe sogar mein Mitleid, und es war für dich sicherlich auch ein Genuß, statt in der Stunde zu weilen, von einer mütterlichen Hand verbunden zu werden.«

Diese kleine Besprechung hatte zur Folge, daß der Bursche von seiner Unart augenblicklich abließ.

Etwa ein halbes Jahr später erhielt ich ein Mädchen in die Klasse, das wegen Nasenbluten oft aus der Stunde geschickt werden mußte. Der Knabe Marti machte das sofort nach, plötzlich litt auch er an Nasenbluten. Da nahm ich ihn her und sagte ihm, ich verstehe, daß sein Nasenbluten ein vorzügliches Mittel sei, um aus der Stunde zu laufen, wenn man sie und die Schule nicht liebe, aber es sei doch feige und eines Buben nicht würdig, ein krankes Mädchen nachzuahmen. — Da ergab er sich in sein Schicksal. Ein guter Schüler wurde er zwar nicht.

Der Fall zeigt, wie die Selbstbestrafung arbeitet.

Immerhin zieht der sich selber bestrafende Mensch aus der Strafe (die auch etwa eine Krankheit sein kann) einen Gewinn. Wohl straft sich Ernst Marti, er entgeht dabei aber der Strafe des Lehrers, braucht vermöge der Verwundung weniger lang in der verhaßten Schule zu sitzen und wird obendrein noch von der Lehrerschaft bemitleidet. Gesetzt der Fall, daß der Bursche heimgejagt worden wäre, hätte ihn der Vater sicherlich auch bemitleidet und über den herzlosen Lehrer harte Worte gesprochen, die dem Knabenherzen auch bis zu tiefst wohl getan hätten. Lohnte es sich da nicht, eine Beule und ein Loch in der Stirne zu haben und — sich selber auch als armer Teufel vorzukommen?

Unter Schülern kommt sehr oft Selbstbestrafung vor, meist aber beachtet der Lehrer es nur nicht. Sie bedeutet einen typischen Zug im Charakterbild des Hysterischen, und man kann sich vom Anfang im kleinen aus seine Gedanken weiterspinnen bis zu jenen sich selber Strafenden, die am Schmerze Lust empfinden, und bis zu den Flagellanten des Mittelalters.

Meist hat die Selbstbestrafung die Form des Zufalls.

Ein Mädchen kommt an einem Morgen weinend mit dem Schiefertafelrahmen zu mir: gerade unter dem Schulhaus sei ihm die Tafel unter dem Arm weggefallen und zerbrochen. Es bittet mich, ihm eine andere Tafel zu geben, es könne sie aber nicht sogleich bezahlen, aber es wolle Geld zusammensparen und seine Schuld sobald als möglich begleichen. Es erhält also eine Tafel auf Kredit.

Eine Weile später zeigt es sich, was der Grund des kleinen Unglückes war: es hatte eine grammatikalische

Aufgabe, die auf die Tafel geschrieben werden sollte, nicht gemacht gehabt.

Ein anderes Mädchen hatte mit seiner Freundin Streit. Und das in einer so rabiaten Form, daß das Eingreifen des Lehrers notwendig war, wenn die Klasse nicht in zwei Parteien sich spalten sollte.

Als Grund des Streites stellte sich nun folgendes heraus: das erste der Mädchen wurde von der Freundin wegen eines Buben gehänselt, während es dieser das Geschirr abtrocknen half. Es hatte gerade eine Tasse in den Händen, die es der Freundin zum Geburtstag geschenkt hatte, und worauf die schönen Worte »Aus Freundschaft« standen. Und die ließ es fallen. Die Scherben las es so ungeschickt zusammen, daß es sich in die Handballe schnitt und natürlich nicht länger abtrocknen konnte. Es entschuldigte sich für sein Mißgeschick und ärgerte sich, daß die Freundin mehr an die zerbrochene Tasse dachte, als an die Verwundung seiner Hand. — Das war das Vorspiel zu einem Streite, der die beiden Mädchen aufs grimmigste entfremdete; die Freundschaft konnte auch dadurch nicht geflickt werden, daß der Lehrer wieder Frieden stiftete und den Grund des Streites, eine kleine Eifersüchtelei, aufdeckte.

In diesem Falle erreichte das Mädchen, das sich durch den Schnitt in die Hand für das rachsüchtige Zerschlagen der Tasse bestrafte, daß es der Freundin nicht länger zu helfen brauchte. Es versprach sich aber von der Verwundung noch mehr, indem es Mitleid erwartete, das aber nicht geleistet wurde. Das gab dann um so stärkere Berechtigung, die ehemalige Freundin als »roh« und »gefühllos« zu verabscheuen.

Viel häufiger noch als in der Schule kommen im häuslichen Leben der Kinder Selbstbestrafungen vor, von denen der Lehrer etwa durch freiwillige Aufsätzchen oder in Erzählstunden vernimmt. Oft haben sie die Form eines Selbstverrates des kleinen Sünders, der gerne sühnen möchte und doch die Strafe fürchtet. Während er noch schwankt zwischen der Verheimlichung und dem Geständnis eines getanen Fehlers oder Unrechtes, verrät er sich durch eine unbeabsichtigte Fehlhandlung.

Eine Dreizehnjährige erzählt mir:

An einem Nachmittage half die Mutter im Nachbarhause waschen. Um vier Uhr ging ich hinüber und verlangte Brot.

»Eßt während der Mahlzeiten!« schimpfte die Mutter, »jetzt gibt es nichts! Um halb Sieben speisen wir zu Nacht, da kannst du dann einpacken!«

Ich ging heim. Wo der Schlüssel des Küchenschrankes versteckt war, das hatte ich mir am Mittag gemerkt. Den nahm ich und schnitt mir ein schönes Stück Brot ab. Ich strich Butter und Zucker drauf und aß es. Kaum war ich am Essen, so kam unser Friedali, und ich mußte mein Butterbrot im Versteckten fertig essen, denn es hätte sonst auch gewollt. Es verlangte Brot, aber ich gab ihm nicht. Ich sagte ihm, was mir die Mutter zur Antwort gegeben hatte. Doch ich hatte ein schlechtes Gewissen dabei.

Als die Mutter um sechs Uhr heimkam, sagte sie: »Wer hat den Küchenschrank aufgetan?«

Ich hatte ihn zu schließen vergessen. »Ich weiß es nicht!« sagte ich und machte etwas anderes. Sie sagte weiter nichts mehr. Dann fragte sie, ob ich die Kaninchen gefüttert habe.

»Ja, da ist der Schlüssel!« sagte ich und reichte ihn ihr. Es war aber der Schrankschlüssel, und so kam es mir aus, daß ich hinter dem Schrank gewesen war. Und zur Strafe mußte ich am Sonntag zu Hause bleiben. Ich dachte, es sei nicht schön, daß ich noch gelogen habe auf das Stehlen, und es geschehe mir recht. Seitdem nahm ich nie mehr etwas.

Es läge nahe, die beiden Fehlhandlungen der Diebin dadurch zu begründen, daß sie durch das Erscheinen der kleineren Schwester arg in Aufregung und Verlegenheit kam. Allein sie hätte den Schrank sicher später schließen und den Schlüssel wiederum in sein Versteck legen können. Es scheint viel wahrscheinlicher, daß das Unbewußte andere Absichten dabei verfolgte: dabei spielt die Tendenz, sich selber zu verraten, um bestraft zu werden und das Gewissen zu erleichtern, sicherlich eine bedeutende Rolle.

Sich selber verriet auch ein Knabe, der folgendes erzählt:

An einem Sonntag war in Bern ein Velorennen, das sich mein Bruder und ich gerne angesehen hätten. Allein wir sollten in die Kinderlehre gehn. Auf dem Wege in die Kirche entschlossen wir uns, lieber in die Stadt zu fahren und das Rennen zu besichtigen.

Etwa um die Zeit, als die Kinderlehre ausging, machten wir uns auch auf den Heimweg.

»Was wollen wir zu Hause sagen?« sagte mein Bruder.

»Wir reden vom Pfarrer, was er gesprochen habe, dann merken sie nichts.«

»Und die Entschuldigung, die wir dem Pfarrer bringen sollen, wer unterschreibt denn die?«

»Wir wollen dann im Laufe der Woche dem Vater erzählen, wo wir gewesen sind, einmal, wenn er eine gute Laune hat, dann macht er uns nichts und lacht am Ende noch über den Streich. — Etwa einmal, wenn wir ihm bei einer Arbeit tüchtig geholfen haben, er unterschreibt uns dann auch eine Entschuldigung.«

Wir gingen heim und berichteten über die Worte des Pfarrers in der Kinderlehre. Plötzlich sagte mein Bruder: Ja, wir wären auch gerne in die Kinderlehre gegangen, aber weil wir an das Velorennen mußten... eh, weil wir in die Kinderlehre mußten...« aber der Vater hatte schon gemerkt, was los war, und wir mußten ihm beichten.

Zur Strafe mußten wir noch am gleichen Nachmittag zum Pfarrer, um uns zu entschuldigen.

Ein anderer Knabe, der sich wegen eines Streiches auch beim Herrn Pfarrer entschuldigen sollte, leistete sich lieber einen Unfall.

»Ich sollte mich beim Pfarrer entschuldigen«, schreibt er. »Das machte ich nur sehr ungerne. Es war an einem Donnerstag, als ich mich entschloß zu gehen. Ich wußte, daß ich vor halb zwei Uhr bei ihm sein mußte, weil er dann in die Unterweisung ging. Auf dem Wege traf ich Fritz M. Er fuhr auf seinem Velo. Ich fuhr auch, und wir machten Kunststücke. Da fuhr ich auf eine Telegraphenstange und fiel. Die Lenkstange war ganz verkrümmt, Fritz holte in einem Hause Werkzeug und wir brachten das Velo in Ordnung. Erst jetzt merkte ich, daß ich die Hosen hinten ganz zerrissen hatte. So konnte ich nicht zum Pfarrer gehn, es wäre übrigens zu spät gewesen.

Die Mutter sagte dann auch noch etwas, als sie meine zerrissenen Sonntagshosen sah.«

Schlimmer verunfallte sich ein Mädchen.

Den Arm ausgemacht. (So heißt einer seiner freien Aufsätze.)

An dem Tage, als ich den Arm ausmachte, ging am Mittag die Mutter fort. Ich sollte das kleine Brüderlein hüten. Es war mir verboten worden, vom Hause wegzugehen.

Am Nachmittag aber legte ich das Brüderlein zu Bette. Als es schlief, dachte ich, ich dürfe schon ein wenig auf die Gasse. Ich schloß die Türe und ging. Emma L. und ich spielten. Auf einmal hörte ich das Brüderlein schreien und wollte wieder hinauf. Aber ich hatte den Schlüssel verloren. Alles Suchen nützte nichts. Da kam noch die Mutter. Ich war so in Aufregung, daß ich stolperte und fiel und den Arm ausmachte. Als ich am Boden lag, sah ich den Schlüssel, er lag neben der Haustüre.

Die Mutter schimpfte nicht. Wir gingen dann zum Arzt. Sie sagte mir, das sei die Strafe Gottes gewesen, weil ich ihr nicht gehorcht hatte. Ich mußte noch lange Zeit Umschläge machen.

Ueber einen interessanten Fall von Selbstverrat und Selbstbestrafung wußte eine Sechzehnjährige zu berichten.

»Verraten«, betitelt sie ihren Aufsatz.

Einmal an einem Nachmittage, als ich und Ernst allein zu Hause waren, gelüstete es mich, Konfitüre zu naschen. Wir hatten ziemlich viel Kirschen eingemacht, und ich dachte, die Mutter merke nichts, wenn ich einen der kleinen Töpfe leere, sie zählt sie ja nicht nach.

Als ich am besten dran war mit Schmausen, kam unser Ernst.

»Dich habe ich erwischt!« lachte er.

»Willst du auch? — Wenn du der Mutter nichts sagst, so kannst du auch davon haben.«

Er sagte, er wolle schweigen, und da gab ich ihm. Denn wir haben abgemacht, eines hält dem anderen Wort.

Das Töpflein versteckten wir.

Am Abend, als die Mutter in die Küche trat, war ich gerade am Anfeuern. Sie glitschte aus.

»Hast du nach dem Abwaschen den Boden nicht gekehrt?« fragte sie.

»Doch, ich habe es getan.«

Sie schaute nach, was am Boden war, es war eine Kirsche, die uns abgefallen sein muß.

»Hast du Konfitüre genascht?« fragte sie. Ich sagte, ich wisse von nichts. Da kam gerade Ernst hinein.

Sie ging hinter ihn, und er gestand, daß er Konfitüre gegessen habe. Von mir sagte er nichts.

Er mußte sofort ins Bett und bekam nichts zum Nachtessen. Das war mir nicht recht. Die Mutter sagte es noch dem Vater, und der Vater schimpfte mit Ernst.

Ich wußte nicht recht, wollte ich etwas von mir sagen oder nicht. Ich fürchtete mich, wenn sie schon mit Ernst so schimpften, erst dann mit mir, weil ich das Aeltere bin.

Auf einmal, noch bevor das Nachtessen auf dem Tische stand, mußte ich (mich) erbrechen. Da kam aus, daß ich auch mitgeholfen hatte. Es wurde mir so übel, daß ich auch ins Bett gehen mußte und nichts zu Nacht essen konnte.

Ich bin überzeugt, daß jedermann, der mit Kindern Umgang hat und sie daraufhin beobachtet, eine Fülle

ähnlichen Materials sammeln kann. Die Besprechung solcher kleiner Geschichtchen aus dem Leben gibt dem Lehrer Gelegenheit, die Schüler zur offenen Aussprache zu erziehen — Offenheit steckt an — und sie zur Selbstbeobachtung anzuhalten. Gerade weil die berichteten Fälle so persönlich sind, interessieren sich die jungen Leutchen viel stärker, als beim gediegensten Vortrage über ethische Forderungen, oder einer Entwicklung moralischer Grundsätze.

In den erwähnten Fällen ist der unbewußten moralischen Instanz, welche die Selbstbestrafung auslöst, nicht sehr zu trauen, indem hinter ihr nachweisbar ganz gewöhnliche egoistische Absichten stecken. Darin macht nur der letztberichtete Fall eine Ausnahme, indem er deutlich eine Sühnehandlung darstellt und den Sinn hat: »Es soll mir wie meinem heroischen Bruder geschehen!«

Wie dem auch sei, gilt es für immer festzustellen, daß unser Unbewußtes auch moralische Tendenzen in sich birgt, und daß es ein Irrtum ist, es nur als den »Tummelplatz gemeiner, undisziplinierter Triebe« gelten lassen zu wollen. Es kommt vor, daß das Unbewußte im Streite einander gegenüberstehender Willen für den sozial wertvolleren entscheidet.

»Eines Tages war ich mit meinem kleinen Bruder allein zu Hause«, berichtet ein Mädchen. »Einesteils wäre ich gerne, währenddem der Kleine schlief, auf die Straße gegangen, um mit meinem neuen Balle zu spielen. Aber ich fürchtete, das Brüderlein könnte unterdes erwachen, und ich merke es dann nicht. Schließlich ging ich doch unter das Haus. Ich war noch nicht fünf Minuten draußen, als mir der Ball wegflog gegen eine Wiese zu, an deren Rand sich ein Senkloch befindet. Alles Suchen

nach dem Balle nützte nichts, ich dachte, er sei ins Senkloch gefallen, und das sei die Strafe, weil ich meinem Vorsatze untreu geworden war, nicht aus der Wohnung zu gehen.

Als dann Wernerli erwachte, ging ich mit ihm noch ein wenig ins Freie. Auf einmal ging er ein paar Schritte in die Wiese und fand den Ball, er lag gar nicht weit von der Straße weg.«

Ein aus ärmlichen Verhältnissen stammender Knabe erzählte mir folgendes Geschichtlein:

»Eines Tages verlor ich beim Kommissionenmachen das Portemonnaie. Ich war selber schuld, denn anstatt meines Weges zu gehen, machte ich mit anderen Knaben ein Jagdspiel.

Als ich heimkam und es der Mutter sagte, daß alles Suchen nichts geholfen hätte, sagte sie, sie wisse bald nicht mehr, wo sie das viele Geld hernehmen sollte für die Haushaltung. Sie sagte aber dem Vater nichts. Ich hätte fast lieber gehabt, wenn ich so recht Schimpfis oder Strafe bekommen hätte. Am Abend, bevor ich ins Bett ging, machte ich noch etwas auf der Kommode. Dabei stieß ich meinen Sparhafen (irdene Sparbüchse) um. Er fiel auf den Boden und zerbrach. Es waren noch etwa zwei Franken darin. Die gab ich dann der Mutter, ich hatte vorher gar nicht daran gedacht, daß ich noch Geld besaß, es war beim Kegelstellen verdient worden.«

Das Zerbrechen der Sparbüchse will wohl nicht bloß als Mahnung aufgefaßt sein, daß der Knabe noch Geld besaß, es ist eine Opferhandlung, die einer schönen und ethisch wertvollen Regung zum Durchbruch verhilft.

Unbewußte Selbstbestrafungs-, Opfer- und Sühnetendenzen können bei Erwachsenen im Sinne von Kom-

pensationen soziale Leistungen zustande bringen, die wir nicht missen möchten. Sie sind, objektiv gemessen, nicht schlechter darum, weil sie nicht den Schichten des Bewußten entstammen und also — triebhaft sind.

»Die Psychoanalyse«, sagte Freud am psychoanalytischen Kongreß in Berlin 1922, »die nachgewiesen hat, daß der Kulturmensch viel unmoralischer ist, als er glaubt, ist auch imstande zu zeigen, daß er viel moralischer ist, als er weiß!«

Ein Sudler und Schmierer.

Im fünften Schuljahr hatte ich einst den Schüler Hans Moser ein halbes Jahr lang unterrichtet, einen schmächtigen, blassen Knaben mit zu großem Kopf, glotzigen Augen und niedriger Stirne. Er war mir als ein schwacher Schüler in Erinnerung. Immerhin zeigte er guten Willen, seine schriftlichen Arbeiten, die er sorgfältig verrichtete, zeugten davon, und das versöhnte den Lehrer ein wenig mit den anderen geringen Leistungen des Bürschchens.

Ich wurde an eine höhere Klasse versetzt und erhielt den Knaben bei seinem Eintritte ins siebente Schuljahr von neuem zum Unterricht. Er war fast nichts gewachsen und schien sich innerlich ebensowenig wie äußerlich verändert zu haben. Bald aber fiel mir auf, daß seine Schrift schmierig geworden war, trotzdem er sich offensichtlich die gleiche Mühe gab wie einst. Er malte die Buchstaben sozusagen, setzte nach einem jeden ab und betrachtete ihn kritisch, er schrieb darum auch am langsamsten von der ganzen Klasse. Tadel nützte nichts.

»Es chunnt mer eifacht nümme schön use!« sagte er und zuckte ergeben und bedauernd die Achseln. Nun suchte er die verloren gegangene Schönheit seiner schriftlichen Arbeiten durch pompös verschnörkelte Ueberschriften wettzumachen; er schrieb seine freien Aufsätze in Gedichtform, d. h. er reimte und rhythmisierte die Zeilen nicht, er schrieb nur auf je 4 Zeilen je einen Satz, so daß der Aufsatz äußerlich wie ein Gedicht aussah; oft wurde der erste Buchstabe der Zeile mit Zierschrift gezeichnet. Das rhythmische Gefühl, das rhythmische Verständnis äußerte sich nur visuell und durch wiederkehrende refrainartig verwendete Sätze [1]). Er schlängelte die Unterstreichung, er malte

---

1) Beispiele:

Die Vöglein im Winter.

1. Der Winter ist mit aller Strenge eingezogen.
Wiesen, Garten, Bäume und Häuser sind mit großen Schneemassen bedeckt
Und immer wirbeln die weiße Flocken hernieder.
Die Vöglein finden lange Zeit kein Futter mehr.

* * *

2. Vergesset die Vöglein nicht.
Sie sind so traurig und hungrig.
Sie müssen vor Hungersnot sterben.
Und gehen vor Kälte zu Grunde.



Der Winter ist da.

Juhe, der Winter ist da, juhe, der Winter ist da!
Die Schlitten stehen schon bereit.
Hallo, den Berg hinan, hallo, den Berg hinan!
Und scheuen das Wetter nicht!

Tupfen und Strichlein mit Rundschriftfedern darunter, er radierte: alles umsonst! Auch eine härtere Feder

---

Juhe, der Winter ist da, juhe, der Winter ist da!
Die Kinder jubeln vor Freude
Und gehen an das Schlitteln.
Die Natur ist ganz weiß!

Juhe, der Winter steht vor der Türe!
Und die Schneeflöcklein wirbeln in der Luft,
Und der kalte Wind bläst in den Hausecken,
Und der Himmel ist grauweiß!

Und die Vögel pfeifen am Fenster,
Weil sie Hunger haben.
Am Boden liegt tief Schnee,
Und die armen Vögel finden kein Futter mehr!

Das Nebelmeer.

Die Berge ragen über das Nebelmeer.
Alles ist mit Nebel bedeckt.
Die Sonne scheint über das Nebelmeer.
Die Natur ist schön anzusehn.

Die Alpen stehen vor uns.
Alles ist mit Schnee bedeckt.
Die Sonne scheint über die Alpen.
Die Natur ist schön anzusehn.

Der Himmel ist schön blau.
Die Sonne blickt mit freundlichem Schein auf die Erde nieder.
Der Nebel steigt immer wie höher.
Die Natur ist schön anzusehn.

Der Nebel kommt immer wie höher.
Die Sonne geht bald hinunter,
Und der Himmel wird ganz rot.
Die Welt ist schön anzusehn.

Ausflug auf den Bantiger 1919.

half nicht, und da es in der Klasse Leutchen gab, die noch schlechter schrieben als er, ließ ich ihn in Ruhe.

Allein ich merkte nach und nach, daß aus Hans ein Sudler und Schmierer geworden war. Er liebte es, einen unabsichtlich entstandenen Tintenklecks mit der Feder oder mit der Fingerspitze auszumalen, oder absichtlich andere Kleckse dahinter zu reihen. Die Löschblätter neuer Hefte waren bald unbrauchbar (in den Heften radierte er die Kleckse aus). Sollte er eine Zeichnung mit Farbe bemalen, so verdarb er sie in der Regel, indem er mit dem Pinsel über die Konturen hinausfuhr oder Farbe aufs Blatt »abfallen« ließ. Dabei malte er sehr gerne, besonders wenn er die Farbe selber anmachen durfte. Das Ausdrücken der Tuben machte ihm riesig Spaß.

Als ich vor den Ferien die Tintenfässer der Klasse reinigen ließ, um sie wegstellen zu können, meldete er sich mit einem Kameraden freiwillig zum Putzen. Wie nun die beiden zurückkamen, erscholl ein Gelächter: Hans hatte Hände wie ein Neger. Er selber lachte auch, er hatte Freude an seinem Heldenstücklein. Der Kamerad, der mit ihm gegangen war, hatte die Hände nur wenig verunreinigt.

Einmal, wie ich in der Klasse Nachschau hielt, ob man sich am Morgen gewaschen habe, entdecke ich auf Hansens Armen alte, eingetrocknete Tintentätowierungen, große und kleine Flecken mit Linien verbunden.

Beim Baden zeigt er sich wasserscheu. Er ging nur bis zu den Knien ins Wasser. Die Kameraden machten einen Sport daraus, bis über den Kopf unterzutauchen. Um die Aufmerksamkeit abzulenken, weil er nicht

tauchen wollte, beschmierte sich Hans mit dem feinen Sande am Ufer und warf anderen auch Sand an. Es entstand eine kleine Schlacht, plötzlich rief einer, Hans habe noch nicht getaucht. Das war das Signal zu seiner Flucht. Er kletterte in den Wald hinauf in die kleinen Flühe am Aarerande und blieb verschwunden. Ich hatte längst befohlen, ihn in Ruhe zu lassen, gleich beim Beginn der Jagd. Denn ich fürchtete, daß mir der Bub in die Strömung falle, die gerade unter den Flühen reißend ist. Wir riefen ihm, doch er kam erst zurück, als wir uns zum Heimgehen bereit machten. Wie ein Hund, der Prügel erwartet, so kam er daher getrottet. Das Wasser sei ihm zu kalt, entschuldigte er sich.

Tags darauf kam er nicht zur Schule, und der Vater schrieb mir ein Brieflein, der Knabe habe sich beim Baden erkältet und müsse im Bett bleiben, ich möge ihn künftig vom Baden dispensieren.

Nach den Herbstferien berichtete er mir während einer Wanderung von einem Spiele »Der goldene Wanderstab«, das er und einige Kameraden beim Hüten auf der Weide spielten. Einem Nichteingeweihten wurden die Augen verbunden, dann hielten sich die anderen hinter ihm Schulter an Schulter, um ihn zum »goldenen Wanderstab« zu führen. Dabei sangen sie das Lied: »Einen goldnen Wanderstab ich in meinen Händen hab.« Der mit den verbundenen Augen wurde durch allen Kuhmist geführt, der auf der Wiese lag, so daß seine Schuhe voller Schmutz waren. Zuletzt kam die Kolonne dann zum Stab. Ein Stock war in die Erde gesteckt und oben mit Kuhdung bestrichen worden. Sobald der Geführte die Hand drauf hielt, flüchteten die Kameraden mit lautem Gelächter. Jener merkte, daß er zum Narren

gehalten wurde, riß die Binde von den Augen und das Spiel endete in einer Rauferei. Der Angeschmierte, wütend geworden, behandelte seine Spielgenossen mit Schuhen und Stock, bis sie nicht mehr viel schöner aussahen als er.

Alle diese Eigenheiten sind innerlich miteinander verwandt und nicht etwa Zufälle. Denn wie in der Physik ein Gesetz besteht, daß keine Energie verloren geht, so besteht für die Seele des Menschen ein Gesetz, daß keine ihrer Aeußerungen zufällig, sondern irgendwie begründet sind.

Hans Moser hätte eine Persönlichkeitsanalyse nötig gehabt. Aber das ließ sich bei seinen Verhältnissen zu Hause nicht tun. Sein Vater ist ein grober, unverständiger und schulfeindlicher Schweinezüchter. Seine drei Buben benutzt er als Knechtlein. Hans hat beispielsweise die Aufgabe, mit den Tränkekesseln in die nahe Stadt zu fahren, um Tränke zu holen. Er machte das zwar gerne. Denn die Köche oder die anderen Wirtshausbediensteten, die ihm die Tränke überliefern, versorgten ihn mit Rauchzeug. Es machte ihn stolz, auf dem Fuhrwerk zu sitzen, die Peitsche in der Hand und einen Stumpen im Munde zu halten. Der Vater sah ihm das Rauchen nach. Er habe als Bube auch geraucht, und weil die Tränke stinke, könne es einem nicht verübelt werden, wenn man rauche.

In seinen freien Aufsätzchen (= freiwillige Aufsätze) berichtete der Knabe oft von den Schweinen, wie sie im Kot wühlen und sich drin herumwälzen, wie er ihnen die Ställe ausmisten und mit dem Haushydranten ausspritzen mußte. Es freute ihn, den Stall sauber zu halten, und ein junger Hund, der in der Küche Mosers unsäu-

berlich war, wurde von dem Bürschchen mit der Peitsche zur Reinlichkeit erzogen.

Eines Tages nun berichtete mir Hans, er habe im Traume eine Erfindung gemacht, nämlich eine Vorrichtung, mit Hilfe derer die Jauche von selber entleert werde, sobald das Loch voll sei. Er habe geträumt, daß das Jaucheloch zu Hause überzufließen drohe, und da sei ihm die Erfindung eingefallen. Es führe eine Röhre aus der Jauchegrube, daran sei ein Verschluß. Der sei mit zwei Schwimmern verbunden, welche den Verschluß öffneten, sobald die Jauche eine gewisse Höhe erreicht habe.

»Habt ihr wirklich so viel Jauche?« fragte ich.

»Wir müssen oft Jauche führen. Besonders auf den Pflanzplätz. Da muß die Jauche mit einem Bocken getragen werden, und das ist schwer.«

»Da wäre eine Selbstentleerung ja sehr bequem!« antwortete ich. Zwar konnte ich mir nicht recht vorstellen, was dann aus der selbst ausfließenden Jauche würde, ob sie selbst über die Wiesen oder auf die Pflanzplätzbeete laufe.

Weil ich befürchtete, den Knaben durch Ausfragen suggestiv zu beeinflussen, forderte ich ihn auf, er solle mir eine Zeichnung seiner Erfindung machen, was er mir auch versprach.

»Weil du nur ungern das schwere Jauchebocken trägst, hilfst du dir im Traume wohl mit der Erfindung«, sagte ich ihm, bevor ich ihn entließ — ich hatte nämlich einmal im Religionsunterricht, als von Josefs Träumen die Rede gewesen, behauptet, im Traume erfülle man sich Wünsche.

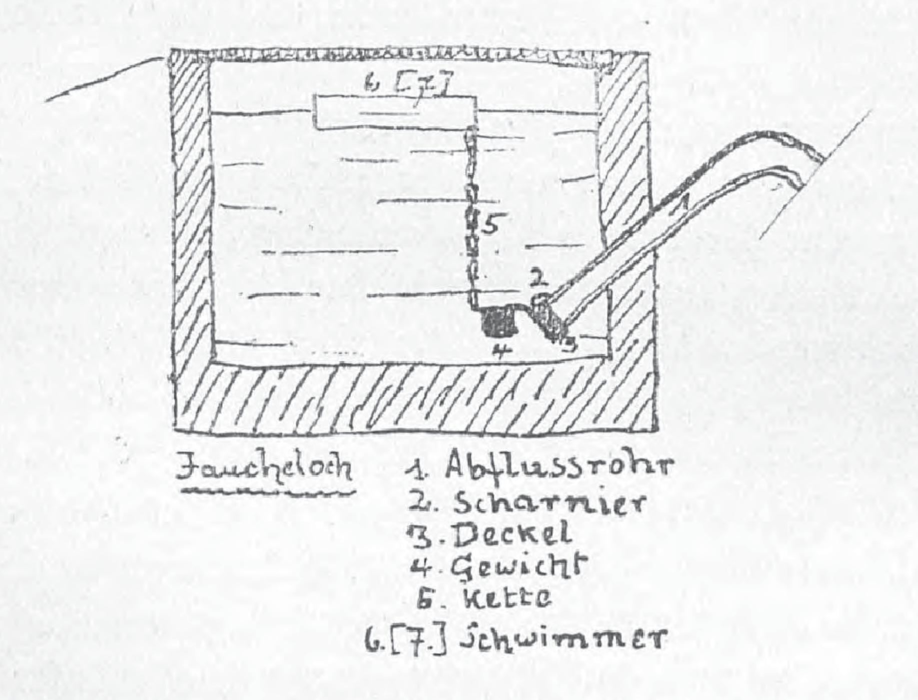
Der psychanalytisch Orientierte wird den Traum

ohne weiteres als den eines Bettnässers erkennen. Die Wünsche, die er symbolisch oder halluzinatorisch erfüllt, werden aber auch dem Nichtanalytiker leicht erkennbar, wenn er an Stelle von »Jauche« Harn und für »Jaucheloch« Harnblase setzt. Der Traum erfüllt dann den Wunsch, die »Ueberschwemmung«, das Bettnässen zu verhindern. (Die Befürchtung, daß die Jauchegrube überlaufe, braucht nicht länger gehegt zu werden.) Der Wunsch, das Bett nicht zu nässen und der im Schlafe empfundene Harndrang mögen die Traumerreger sein.

Wenn wir zwar in Betracht ziehen, daß die Jauche nach ihrer Wegleitung doch irgendwohin fließen muß, worüber uns der Traum nicht orientiert, so merken wir, daß im Hintergrunde doch noch eine Ueberschwemmung erwartet werden muß, das ist sicher auch ein Traumwunsch, der jedoch maskiert, versteckter sich durchsetzt; fast so, als ob er gar nicht bestände, jedenfalls so, daß der Träumer nicht merkt, was er heimlich doch gerne täte, schon weil er alsdann weiterschlafen kann und nicht aufzustehen braucht. Denn das Aufstehen aus dem warmen Bette und die Unterbrechung des Schlafes sind jedermann unangenehm, ganz abgesehen von den tiefer liegenden Gründen des Bettnässens, über die nur eine richtige psychanalytische Untersuchung Aufschluß geben könnte.

Aber auch die vorgangs aufgezählten Eigenheiten Hans Mosers lassen sich als Symptomhandlungen oder symptomatische Aeußerungen eines Menschen verstehen, der unbewußt noch ganz in seiner ersten Kindheitszeit weilt. Und zwar steckte Hans in jenem Abschnitte der kindlichen Entwicklung, wo der junge Erdenbürger seine Absonderungen als Leistungen betrachtet, weil die Mutter

ängstlich darüber wacht, daß sie stattfinden und die Leistungen auch mit freundlichen Worten quittiert. Wir dürfen sogar noch eine Zeit weiter zurückgreifen und behaupten: der Knabe hat die Zeit noch nicht überwunden, wo das Kind an seinen Abstoßungen Lust empfindet und Vergnügen daran findet, mit ihnen zu schmieren. Welche Mutter wüßte nicht zu erzählen, daß kleine Kinder solches tun, ja noch Aergeres! Dem Kinde ist eben



das Abscheuliche noch nicht abscheulich, es betrachtet seine Absonderungen als Teile seines Körpers, den es liebt. Es spielt mit einem Fuße und nimmt eine Zehe in den Mund; sobald es aber ein wenig größer geworden ist, darf es das nicht mehr tun, ohne daß der erwachsene Zuschauer dabei Ekel empfindet, oder daß es ihm lächerlich und unerzogen erscheint.

Als mir Hans Moser die Zeichnung seiner Erfindung brachte (die praktisch belanglos ist), fragte ich ihn nochmals über seinen Traum aus. Er wollte sich seiner nicht mehr recht erinnern. Er sei nicht einmal sicher, daß die

Zeichnung genau der Erfindung im Traume entspreche, doch sei die Erfindung, so wie sie auf dem Blatte stehe, auch »recht« (verwendbar).

Es ist auffallend, wie die Zeichnung Aehnlichkeit hat mit einer anatomischen Tabelle des männlichen Geschlechtsorganes.

»Ich muß dich etwas fragen,« leitete ich ein, »wir sind ja unter vier Augen und du brauchst dich nicht zu schämen, oder mir etwas zu verheimlichen. Nässest du noch das Bett?«

Er errötete, schaute mich verwundert an, und dann sagte er entrüstet: »Nein!«

»Hast du es denn schon lange nicht mehr getan?«

»Oh ja, schon etwa vierzehn Tage oder drei Wochen.«

»Also vor drei Wochen machtest du das noch?« drängte ich, damit er mir weitere Auskunft gebe und das Gespräch nicht stocken lasse.

»Ja. Aber sie haben es mir abgewöhnt.« (Er meinte die Eltern.) »Ich habe schwer Schläge bekommen das letztemal, und seitdem machte ich es nicht mehr. Aber ich machte es auch vorher nur noch ganz selten. Etwa wenn ich mich erkältete. — Und ich bekäme noch härtere Strafe, wenn ich es nochmals machte.«

»Hattest du — im Traume — Angst?«

»Ja, sie weckte mich, und ich stand auf.«

Die Vermutung, daß der Harndrang an der Erregung des Traumes mit schuld sei, bestätigte sich also. Ich verstehe nun auch den Brief des Vaters, worin er wünschte, daß Hans vom Baden dispensiert werde: der Knabe hatte wohl in der Nacht, die dem Badenachmittage folgte, das Bett genäßt. Er bestätigte diese Vermutung.

»Der Traum weckte dich also, damit du das Bett nicht

besudeltest. — Weißt du, was ich wünschte, Hans? — Es sollte dich auch jedesmal etwas wecken, wenn du mit Tinte oder Farbe sudelst — was du in der Nacht nicht tun darfst, das machst du am Tage mit Tinte. Es wäre auch so eine Erfindung nötig, um deine Freude am Sudeln und Schmieren zu vermeiden; denn du hast Freude daran, denke an die Löschblattschmierereien, an die Zeichnungen auf den Armen und an das Spiel vom goldenen Wanderstab, von dem du mir erzählt hast!« —

Nachdem ich die Worte eine Weile habe wirken lassen, fahre ich fort: »Gewiß haben deine Eltern viel Mühe gehabt, um dich als kleinen Buben rein zu halten, sonst hättest du wohl den ‚Bäri' nicht auch so ausgeprügelt, als er in der Küche unsäuberlich war.«

Sein neues Erröten und sein Geständnis, so ausweichend und vertuschend es kam, bezeugten mir, daß ich recht hatte.

Als ich Hans wegschickte, schien er mir nicht wie ein Befreiter zu gehen. Immerhin besserten sich Schrift und Zeichnungen fast plötzlich, die radierten Kleckse wurden seltener, die bemalten Löschblätter verschwanden, und es fielen mir auch keine so argen Sudeleien mehr auf wie vor der kleinen Besprechung.

Einige Zeit nach der Besprechung, die ich an einem Mittag nach der Schule im Schulzimmer vornahm, traf ich Frau Moser an, die mich fragte, ob ihr Hans an dem betreffenden Tage hätte nachsitzen müssen, daß er so spät heimkam. Ich gab ihr einigen Aufschluß, und im Laufe des Gespräches meinte sie: »Ja, er war von klein auf ein Schmierfink. Ich hatte mit den beiden anderen Kindern nicht halb so viel zu tun, um sie rein zu halten, wie mit Hans, der sich darin geradezu auszeichnete.«

Wenn der Knabe nicht vollständig befreit war, so liegt das an dem Mangel einer richtigen Analyse. Hinter dem Sudeln und Schmieren verbargen sich sicher nicht nur die von mir oberflächlich aufgedeckten, sondern noch eine Reihe anderer Motive, als deren nächstes wahrscheinlich ganz oder teilweise unterdrückte Onanie zu nennen wäre.

Man dürfte das mit ziemlicher Gewißheit auch aus der Zeichnung schließen. Das Abflußrohr steigt zuerst auf, dann wird es abwärts gebogen (Bändigung der Erektion). Dann ist es durch einen Strich abgeschnitten, trotzdem auf dem Blatte noch Platz genug gewesen wäre, um zu zeichnen, wohin denn die Leitung führt.

Vermutlich weist die abgeschnittene Leitung auf Kastrationsgedanken hin, hinter welchen, wie uns die Analyse immer wieder lehrt, Selbstbestrafungstendenzen oder Strafbefürchtungen von Onanisten stecken.

Die Einsichten, die aus der Traumbesprechung, der Zeichnung und den anderen Symptomen gewonnen wurden, machen das Wesen des Knaben verständlich. Es wird auch klar, daß Tadel gegen seine Sudeleien nicht Erfolg hatten. Die Ornamente und Tätowierungen können als eine Art Sublimierungsversuch gebucht werden. Ebenso die »Gedichte«, die deutlich den Willen zur Kompensierung zeigen.

Hans Moser, der durch die Rute seiner Eltern mühsam aus dem Kindheitsstadium der Unreinlichkeit hinausgeprügelt worden war, blieb das Opfer seiner frühkindlichen Einstellung und wurde ein Sudler und Schmierer.

Die Rute, derer nicht geschont worden war, hatte den Erziehungsprozeß nicht zu befördern vermocht, es war ihr nur gelungen, die unschöne Freude am Schmutz zu verschieben.

Ein »prophetischer« Traum.

Die Weihnachtszeit rückte heran.

Marie Kern, eine sonst gute und mitteilsame Schülerin aus ärmlichen Verhältnissen, zeigte sich auf einmal verschlossen, unaufmerksam und geistesabwesend.

»Sinnierst du schon am Christbaum herum?« fragte ich einmal nach Schulschluß das etwa 13jährige Mädchen.

»O nein! Ich muß immer darüber nachdenken, wer aus unserer Verwandtschaft wohl sterben muß!«

»Ich bin wirklich erstaunt — woher weißt du denn, daß jemand aus deiner Verwandtschaft sterben muß?«

»Ich habe wieder von schwarzen Kirschen geträumt, das ist das Vorzeichen!«

»Bist du dessen so sicher?«

»Ja. Kurz vor der letzten Weihnacht träumte ich nämlich ebenfalls, ich esse schwarze Kirschen. In der gleichen Nacht träumten auch meine Mutter und mein Bruder Ernst von schwarzen Kirschen. Die Mutter sagte am Morgen, als wir einander die Träume erzählten, jetzt sterbe gewiß jemand aus der Verwandtschaft. Wir hatten in Brenzikofen eine kranke Tante, sie litt sehr auf der Lunge. Am Weihnachtstage kam ein Telephon, die Tante sei gestorben. Da waren unsere Weihnachten ganz traurig.«

»Und nun denkst du, wenn es damals mit der Prophezeiung im Traume stimmte, dann gewiß jetzt auch!«

»Ja, das stimmt immer. Die Mutter hatte schon vorher gesagt, schwarze Kirschen essen im Traume bedeute Tod in der Familie!«

»Also schon bevor der erste Traum geträumt wurde?«

»Ja!«

»Und nun, da du deiner Sache so sicher bist, suchst du herauszufinden, wer jetzt an die Reihe komme — an wen hast du da gedacht?«

»Wir haben noch eine steinalte Tante . . .«

»Sage mir etwas über die verstorbene Tante — was dir gerade einfällt!«

»Wir wußten, sie war schwer lungenkrank und schon lange Zeit schlecht zwäg. Und daß sie nicht mehr lange zu leben hatte. Aber keines von uns erwartete, daß sie so bald sterbe. — Sie war lieb und gut zu mir und beschenkte mich oft. Der Mutter gab sie ein Jackettkleid und dem Bruder ein Spiel. Ich war oft bei ihr in den Ferien. Das war im Sommer ganz besonders lustig!« lächelt die Erzählerin.

»Du lachst ja, warum denn?«

»Wir lasen Kirschen ab, ich durfte auch auf die Bäume, das machte mir Spaß. Nie konnte ich mehr Kirschen essen, als in Brenzikofen, und ich habe sie so gerne!«

»Was kommt dir denn zu Kirschen in den Sinn?«

»Früchte, Nüsse, Geschenke. — Es lag vor einem Jahre (ehe der erste Kirschentraum geträumt wurde) Schnee, da gab es keine Kirschen. Nur solche aus Zucker, ich hatte in den Schaufenstern in der Stadt welche gesehen, sie waren wie natürliche. Ich sagte der Mutter, ich hätte gerne Kirschen. Sie lachte, weil es ja Winter war, und es keine gab; sie versprach aber, auf Weihnachten schenke sie uns etwas Rundliches zu essen. Ich hoffte auf gedörrte Kirschen, die habe ich auch sehr gerne, aber es waren dann Nüsse.«

»Wann hast du der Mutter den Wunsch nach Kirschen ausgesprochen?«

»Genau am Tage, bevor wir alle drei von Kirschen träumten. Die Mutter sagte am Morgen: Wer hätte das gedacht, daß wir alle drei das gleiche träumen, als wir von Kirschen redeten! Darum weiß ich es so bestimmt!«

»Dürre Kirschen — was weißt du denn dazu zu sagen?«

»Ein Teil der Kirschen, welche die Tante in Brenzikofen nicht verkaufen konnte, wurde gedörrt. Es ist mir im Winter nichts lieber, als eine Handvoll dürrer Kirschen. Die Tante schenkte uns auf Weihnachten oft gedörrte Kirschen.«

»Was schenkte euch denn die andere Tante, die alte?«

»Nichts! Sie wäre wohlhabend genug, aber sie ist geizig. Sie hat für niemand als für sich selber zu sorgen, dennoch schenkt sie einem nie das geringste! Und wenn sie einmal sterben muß, so kann sie doch nichts mitnehmen.«

»Weißt du mir noch zu sagen, woher die Mutter wußte, was schwarze Kirschen im Traume bedeuten?«

»Sie hat es gelesen.«

»Ich will dir jetzt den Traum auch auslegen. Es wird aber etwas anderes herauskommen, etwas weniger Wunderbares, als du bis jetzt glaubtest. — Nachdem du die Zuckerkirschen im Schaufenster gesehen hattest, wünschtest du, Kirschen zu essen.«

»Ja!«

»Dabei dachtest du an die Kirschen in Brenzikofen, an die dürren der Tante, an die Tante selber. Du wußtest, wie schlimm es um ihre Gesundheit stand. Auch Mutter und Bruder wußten es. Daran, daß sie vielleicht bald sterben werde, wolltet ihr alle drei nicht denken, denn es ist nicht angenehm und kurzweilig, an den Tod zu denken. ‚Wenn man vom Tode oder vom Teufel redet, so kommt

er', heißt ein Sprichwort, darum vermeidet man es, den Sinn bei diesen unheimlichen Gesellen zu haben.

Im Traum erfüllst du dir zunächst den Wunsch, Kirschen zu essen.

Kirschenessen hat aber noch einen tieferen Sinn, sagte die Mutter. Im Traum erkennst du den Sinn nicht, du empfindest bloß die Lust am Kirschenessen. Aufgewacht, kommt dir die Bedeutung des Kirschenessens im Traume sofort ins Bewußtsein, du fürchtest dich und erzählst deinen Traum der Mutter und dem Bruder, die voller Schrecken berichten, daß auch sie von Kirschen träumten.

Den Gedanken, den ihr alle drei wahrscheinlich noch am Vortage aus eurem Sinn vertriebet, nämlich den, daß die schwerkranke Tante gewiß bald sterben werde, der dringt in verkleideter Form im Traume durch. Doch im Traume erschreckt ihr nicht, weil ihr den verborgenen Gedanken gar nicht erkennt, sondern fröhlich Kirschen eßt. Die Vermutung und Erwartung, die in bezug auf die lungenkranke Tante in euren Sinnen war, kam so zum Vorschein, aber erst, nachdem ihr aufgewacht waret. (Man darf vermuten, daß der Tod der Tante ein verdrängter Wunsch war, ganz besonders bei dem Mädchen, wo die Oedipus-Einstellung gegen die Mutter mitspielt. Die Tante ist ein Muttersurrogat.)

Scheinbar zufällig, durch den Traum prophezeit, und doch nicht zufällig trat der Tod bei der Tante ein. Ihr wußtet ja, wie es um die Kranke stand, eure Vernunft hätte euch das Ereignis eben so sicher zum Voraus sagen können.

Nun stehn wir wieder vor Weihnachten. Wieder liegt Schnee, wieder glänzen in den Schaufenstern die künst-

lichen Zuckerkirschen. Wieder wirst du wünschen, Kirschen essen zu können, oder von jemand mit dürren Kirschen beschenkt zu werden. Und wieder träumst du die Erfüllung deines Wunsches. — Aber da steckt noch wer anderes dahinter: eine steinalte, geizige Tante, die dir nie etwas schenkt, und die du nicht liebst. Wenn sie stirbt, so kann sie all ihr Hab und Gut nicht mit in den Himmel nehmen, sondern es wird unter die Erben verteilt werden. Und vielleicht hast du gedacht, dann falle für dich oder für eure Familie auch etwas ab.«

Das Mädchen senkte den Kopf. War das Entrüstung? War es Sichbeleidigtfühlen? War es Scham? War es nicht — Zugeständnis!

»Der Traum sagt dir: Jemand stirbt. — Wer ist es? fragst du. Du gibst Antwort: Es könnte die alte Tante sein! — Doch du willst auch nicht an den Tod der alten Tante denken, darum regen dich alle diese Gedanken so auf. Darum bist du aber auch so unaufmerksam in der letzten Zeit.

Es ist möglich, daß die Tante bald stirbt. Denn sie ist ja, wie du sagts, steinalt. Ebenso möglich aber ist, daß sie noch lange lebt.

Der Traum sagt darüber gar nichts. Er spricht wiederum nur deine Erwartung aus, die sich auf das Alter der Tante stützt, wie vor einem Jahre auf die Krankheit.

Der Traum kommt aus deinem Geiste. Kein Mensch weiß um die Todesstunde des anderen voraus, er kennt nicht einmal die seine. Darum braucht dich dein neuer Kirschentraum gar nicht zu erschrecken!«

Die kleine Besprechung genügte, um das Mädchen zu beruhigen.

— Wie viele »prophetische« Träume, deren verderbenkündende Symbole »echt ägyptischen« Traumbüchern entstammen, und vor denen das Volk der Träumer sich gruseln läßt, sind wohl auf ähnliche Weise entstanden! Auf die Weise nämlich, daß der verdrängte Wunsch der Vater des Gedankens war, und daß das Unbewußte die »echt ägyptische« Traumwissenschaft benutzte, um sich auf diese Art ins Bewußtsein zu drängen. So, daß des Träumers egoistische und durch das 5. Gebot untersagte Wünsche nicht entlarvt werden, daß er im Gegenteil, einmal erwacht und »sehend«, mit Angstgefühlen sich und die Welt betrügen kann. . . .

Das umgestürzte und zerbrochene Tintenfaß.

Emma Hasler vom siebenten Schuljahr streckt die Hand auf. Ob sie hinausgehen dürfe?

»Bist du nicht schon in der vorigen Stunde hinausgegangen?«

Sie wird rot und bejaht die Frage.

»Langweilige Läuferei — wenn man nicht krank ist, und wenn man Pausen hat«, brumme ich. »Nun, so geh!«

Weiter denke ich mir nichts. Eben entwickle ich mit der Klasse eine naturkundliche Arbeit, die später ins Heft geschrieben werden soll. Um so unangenehmer ist mir die Störung durch das Mädchen.

In der nächstfolgenden Stunde sind die Schüler schriftlich beschäftigt.

»Emma Hasler hat das Tintenfaß umgestoßen!« wird gemeldet. Sie und ihre Kameradin holen vorn bei der

Wandtafel Wasserbecken und Lappen, um das besudelte Pültchen zu reinigen.

Plötzlich ein Gelächter.

»Was gibts?«

»Nun hat Emma das Tintengefäß gerade noch einmal umgestoßen!«

»Hol anderes Wasser«, befehle ich ihr, nachdem ich mir den Schaden angesehen habe. »Kannst das Tintenfäßchen auch gerade mitnehmen und reinigen!« Es ist jetzt nämlich fast keine Tinte mehr drin, und neue Tinte verabfolgt man nur in ein sauberes Gefäß.

Nach einiger Zeit, wie Emma nicht wieder hereinkommt, gehe ich hinaus und schaue nach. Das Mädchen sitzt auf dem Brunnentrog und weint herzzerbrechend.

»Nun, was ist los?«

»Ich habe das Tintenfaß zerbrochen, ich ließ es fallen!«

»Und jetzt hast du Angst? — Nun, deswegen hättest du gleichwohl hereinkommen dürfen, so ein großes Unglück ist das nicht. — Eines kostet zehn Rappen, und weil du das Fäßchen nicht mit Absicht zerbrachst, so gebe ich dir ein neues umsonst.«

Wenn ich das Mädchen beruhigen wollte, so merke ich jetzt, daß Zuspruch nichts fruchtet: es weint noch viel stärker. Erstaunt betrachte ich es.

»Warum weinst du noch? — Hast du kein Zutrauen zu mir, daß du es mir nicht sagst?«

Es fährt langsam, verlegen, unbeabsichtigt mit der Hand über den Schoß. Ein hilfloser Blick streift mich dazu. Nun versucht es etwas zu sagen, aber die Worte ersticken ihm in der Kehle.

»Ich —« und wieder wird es rot und dann blaß.

Doch ich habe bereits verstanden, was es nicht sagen

kann. Ich ahne den Sinn, warum es während der Stunden hinaus wollte, warum es die Tinte zweimal verschüttete, schließlich das Fäßchen zerbrach, und warum es mit der Hand über den Schoß fuhr.

»Bist du etwa doch krank?« frage ich vorsichtig.

»Ich glaube, ich weiß es nicht —«.

»Warum bliebst du denn nicht zu Hause?«

»Es fing erst während der ersten Stunde an —«

Nun bin ich meiner Sache vollständig sicher. »Ist es heute das erstemal, daß du blutest?«

»Ja —«

»Kennst du die Bedeutung —?«

»O, die andern (Schülerinnen) haben mir gesagt, das haben viele so —«

»Nun, ich kann dir sagen, es ist etwas ganz Natürliches, du brauchst gar keine Angst zu haben. Alle erwachsenen Mädchen und Frauen haben das so. — Komm jetzt wieder herein, die Stunde ist bald zu Ende. Und wenn du willst, so erkläre ich dir nach Schulschluß, was die Periode — so heißt man das Bluten — für eine Bedeutung hat, du kannst dann mit mir kommen, wenn ich nach Hause gehe.«

»Ist — denn —«

»Ja?«

»Nichts zerbrochen in mir?« (»verheit«)

»Nein, zerbrochen ist nichts in deinem Körper, da sei du nur ganz, ganz ruhig! — Und jetzt komm!«

Das Ausschütten der Tinte versinnbildlicht das Fließen des Blutes, das Zerbrechen des Tintenfäßchens stellt die kindliche Erklärung, Vermutung und Angst des Vorganges der Menstruation dar. — Sicher hat die Angst noch einen oder gar mehrere weitere Gründe; denn ein

anderes Mädchen wäre ohne Angst — oder doch ohne so große Angst — über den wenn auch ungewohnten, so doch natürlichen Vorgang hinweggekommen. Allein ich hütete mich, tiefer zu dringen. — Mit den Fehlhandlungen erreichte Emma auch, daß es hinaus durfte.

Oft will uns ein Mitmensch seine Gedanken verbergen, doch sein mimischer Ausdruck verrät ihn. Aehnlich verhält es sich mit den Fehlhandlungen Emma Haslers. So ist auch das Streichen über den Leib nicht zufällig, vielmehr sehr sinnreich: die Scham erlaubt ihm nicht, geradeheraus zu reden; es weiß nicht, wie es sich ausdrücken müßte; das Erlebnis ist ihm so peinlich, daß ohne Hilfe des Lehrers überhaupt nicht darüber geredet werden kann. Und doch möchte das Kind sich selber verstehen, möchte wissen, was die Erscheinung bedeutet, möchte klagen, verstanden und beruhigt sein. Da kommt ihm als Ausdrucksmittel — mitten im Widerstreit der Gefühle — eine unbewußte symbolische Handlung zu Hilfe.

Ich glaube, ohne psychanalytisches Rüstzeug müßten mir Emma Haslers Fehlhandlungen unverständlich geblieben sein, ja, ich hätte wahrscheinlich gar nicht darauf geachtet. Dahingegen möchte ich warnen vor der Auffassung, als ob nun ein jedes ähnliche Verschütten von Tinte, Zerschlagen des Gefäßchens und Ueber-den-Leib-Streichen die gleiche Bedeutung wie bei Emma Hasler hätten — nicht eine jede Fehlhandlung ist so durchsichtig wie die in meinem Berichte. Psychanalyse ist in erster Linie Individualpsychologie, d. h. die Begründung, die Darstellungsmittel sind immer individuell und dürfen nicht nach einem bestimmten Cliché verstanden und gedeutet werden; der mannigfaltigen und oft verschro-

benen Ausdrucksweise der menschlichen Seele wird man nie mit einer vorgefaßten Schablone beikommen, denn ein jeder von uns ist anders organisiert.

Das Beispiel hier zeigt uns nebenbei auch, wie notwendig eine zeitige sexuelle Aufklärung wäre . . .

Ein Angsttraum.

Mitten im Vormittag wird bei uns der Schulbetrieb durch eine Zwanzigminuten-Pause unterbrochen. Wie ich eines Tages — ich hatte im Schulhofe die Aufsicht zu halten — nach der großen Pause ins Schulzimmer trete, sitzt die Klasse mäuschenstill. Auf den Gesichtern leuchtet Erwartung, Uebermut, verhaltenes Lachen blitzt auf.

Einer weist auf Frieda Schanz, eine Achtkläßlerin. Sie schläft, das Haupt in die Arme gebettet, in ihrer Schulbank.

Schon seit einiger Zeit war sie mir durch ihr schläfriges Verhalten unangenehm aufgefallen. Das um so mehr, als sie sich sonst durch gute Aufmerksamkeit, Fleiß und guten Willen auszeichnete.

Ein Lachsturm will losbrechen.

»Ssst!« wehre ich ab.

Darob erwacht Frieda. Bald zerfliegt die Verwunderung aus ihrem Antlitz, Tränen lösen sich aus ihren Augenwinkeln.

»Hast du gut geschlafen?« Ich frage ohne alle Erregung.

»Ich weiß nicht, wie es kam. — Ich ging nicht auf den

Hof, ich wollte die Geographie-Aufgaben nochmals durchsehn.«

»Bist gestern Abend so spät zu Bette gegangen?«

»Nein! Aber ich habe immer so fürchterliche Träume. Und am Morgen bin ich ganz kaput, wie wenn ich nicht geruht hätte.«

»Weißt du mir einen?«

»Nein, ich vergesse sie immer wieder. So von Räubern und Mördern.«

»So. Das wird wohl nicht so gefährlich sein — jetzt wollen wir aber mit der Stunde beginnen: öffnet die Karten!«

Mit der Betonung der Ungefährlichkeit wollte ich die Aufmerksamkeit der Klasse von den Angstträumen ablenken, ich wollte keine solchen provozieren bei eitlen Leutchen, die sich gerne interessant vorkommen und gerne vor dem Lehrer die Interessanten spielen.

Als mir Frieda am Mittag (es war an einem Samstag) zum Abschiede die Hand gab, sagte ich ihr aber, sie solle mir einen Traum aufschreiben, wir würden ihn dann untersuchen. Sie könne am Sonntag nach der Kinderlehre bei mir vorbeikommen, oder wann es ihr passe.

Am Sonntag kam sie. Brachte einen Zettel mit, und darauf stand folgender Traum:

— Letzte Nacht träumte mir, ich sei mit Hanny Bracher in das Ottiwäldchen gegangen. Wir spielten dort. Auf einmal kamen Räuber. Ich sagte: »Siehst du sie nicht?« Ich schrie: »Sie kommen, kommt doch!« (bei »kommt« war das t durchgestrichen). »Es ist mir gleich, wenn sie dich dann töten!« Hanny kam nicht. Ich rannte fort. Ich rannte, so stark ich konnte, aber ich blieb immer

am gleichen Fleck. Die Räuber kamen näher. Mit Angst erwachte ich. Ich war todmüde. —

Frieda mußte mir den Traum nochmals in Mundart erzählen. Die Erzählung stimmte mit dem Geschriebenen überein. Das ist bei Schulkindern oft nicht der Fall, meist ist die mundartliche Ausbeute präziser und besser als die Niederschrift. Denn diese bedeutet für das Kind schon gewissermaßen eine Uebersetzung in eine Fremdsprache, ganz abgesehen davon, daß vielleicht Zensur und die Traumentstellung im Wachen weiterwirkten.

Frieda wurde nun aufgefordert, mir alles mitzuteilen, was ihr auf meine Fragen und (Reiz-)Wörter einfalle.

»Ottiwäldchen«: »Wir gingen etwa dorthin, um Kleinholz zum Anfeuern zu holen. Wir gingen auch etwa dorthin um zu brombeeren. — Die Mutter hat mir verboten, dort zu baden (das Wäldchen liegt an der Aare), aber ich badete gleichwohl. Andere Mädchen, größere, badeten auch dort. — Im Ottiwäldchen ist es gefährlich wegen den Schlangen. Ich fürchte mich vor Schlangen.«

»Hast du dort schon eine Schlange gesehen?« »Nein, aber mein Bruder hat einmal eine Ringelnatter gesehen. Seitdem gab ich immer acht auf Schlangen.«

»Räuber«: »In einer Höhle im Ottiwäldchen sollen zwei Männer gewohnt haben, die von der Polizei geholt wurden. Sie hatten allerlei gestohlen und liefen den Leuten nach, um sie auszurauben. Sie liefen den Mädchen nach. — Räuber töten einen.«

»Kommt doch«: »Als ob ich den Räubern rufen wollte. Ich habe mich verschrieben. Im Traume rief ich Hanny: „Komm doch“!«

»Hanny«: »Ich ging oft mit ihm am Abend spazieren. Manchmal kamen junge Burschen mit, sie machten mit

uns den „Löl“ (Schäckern). Jetzt ist Hanny im Welschland. — Hanny Bischof. Es kam am Freitag zu mir, als ich allein zu Hause war. Es brachte Wurst und Brot mit. Die Mutter hat mir verboten, mit ihm zu verkehren. Es schwatzt oft so dummes Zeug.«

»Dummes Zeug«: »O so Gestürm. So Witze. Ich habe sie vergessen.«

»Komm doch«: »Hanny Bischof meinte, ich solle mit ihm ins Ottiwäldchen kommen. Es sagte mir immer: „Komm doch!“ Ich sagte, die Mutter komme bald von der Stadt heim, sie sei schon auf der Tiefenaubrücke, ob es sie nicht sehe. (Im Traum: „Siehst du sie nicht?“) Ich ging nicht mit, weil mir die Mutter verboten hat, mit ihm zu gehn.«

»Wenn sie es dir nicht verboten hätte?«: »Dann wäre ich schon gegangen. Ich blieb immer am gleichen Fleck: Ich hatte Angst, die Räuber packen mich.«

»Hat dich jemand je gepackt?«: »Ein Hausierer. Er fragte, ob ich ihm etwas abkaufe. Ich sagte: „Es ist niemand zu Hause!“ — „Gar niemand“, fragte er. „Wenn ichs doch sage, gewiß gar niemand!“ Da trat er in die Küche und machte mich auf den Boden. Ich schrie. Da hörte man über uns Tritte, und er machte, daß er davonkam. Da kam Frau Bracher von oben, sie fragte, was los sei. Ich durfte es ihr nicht sagen.«

»Warum nicht?«: (Keine Antwort. Verlegen streicheln Hände über die Schürze, sie verkrampfen sich. Der Blick ist niedergeschlagen.)

»Warum schweigst du? — Du darfst mir alles sagen, rede!« (Keine Antwort.)

»Hast du etwas falsch gesagt oder verschwiegen?«: »Ja!« (Wird sehr rot.)

»Was denn?«: »Ich darf es nicht sagen.«

»Ist es etwas Wüstes?«: »Ja!«

»Hast du etwas Wüstes getan?«: »Nein, der Hausierer.«

»So sage mir jetzt was, du darfst es mir sagen«: (Keine Antwort.)

»Hast du es Hanny Bracher oder Hanny Bischof gesagt?«: (Zögernd, mißtrauisch:) »Ja! Hanny Bracher, aber das hat mir versprochen, es gar niemand weiterzusagen!«

»Ich werde es nicht fragen! — Aber wenn du zu Hanny so viel Vertrauen hattest — willst du mir nicht auch soviel schenken?«: »Er plünderte mich aus.«

»Was hat er dir genommen oder nehmen wollen?«: »Nichts. Er griff nur so an mir herum. Und — er wollte mir die Röcke aufheben.«

»Hast du es deinen Eltern nicht geklagt?«: »Nein. Ich darf keine solchen Sachen sagen. Sonst gibt es Schläge.« (Das berichtete »Erlebnis« mit dem Hausierer ist möglicherweise nur eine Phantasie des Mädchens.)

»Hast du um solcher Sachen willen einmal Schläge bekommen?«: »Ja. Ich sagte, ich glaube das (Märchen) vom Storch nicht. Sie lügen mich damit an. Sie wurden sehr böse. Da gab's!«

»Und jetzt glaubst du an den Storch?«: »Nein. Hanny Bracher und Hanny Bischof haben mir gesagt, woher die Kinder kommen.«

»Hanny Bracher«: »Es erzählte mir, wenn wir beeren gingen. Einmal sei ihm einer nachgelaufen, als es badete. Er sei aus einem Gebüsch (Ottiwäldchen) gekommen. Es sei ihm davon.«

»Ottiwäldchen«: »Dort sind oft so Männer. Die laufen den Mädchen nach. — Wozu, wißt Ihr schon.«

»Woher weißt du, daß die Männer den Mädchen nachlaufen, hast du etwas selber erlebt?«: »Ich sah einmal etwas in einem Gebüsch. Aber ich hatte Angst und durfte nicht hingehn um zu schauen. Ich dachte, der Mann könnte mich töten. — Dem Hanny Bischof ist einmal einer nachgelaufen. Er wollte es verlööken und versprach ihm Geld, wenn es ihm warte. Er sagte ihm, es mache nichts. (Es habe keine Folgen.) Es trabte ihm davon und rief ihm Schimpfwörter nach und lachte ihn aus.«

»Hanny Bischof schwatzt oft dummes Zeug«: »Eben so Witze. Etwa über die Periode. Es hat mir gesagt, daß die Periode nichts Gefährliches sei. Die Mutter hat gemerkt, wovon wir reden, darum hat sie mir die Freundschaft mit Hanny verboten.«

*

»Soll ich dir nun sagen, woher deine Angst kommt? Einesteils möchtest du gerne alles wissen darüber, woher und wie die Kinder auf die Welt kommen und wie sie geschaffen werden. Oder ist es nicht so?«

(Lebhaft, aufleuchtend:) »O doch!«

»Du gehst im Traum ins Ottiwäldchen. Das ist der Ort, von dem du weißt, daß dort Dinge geschehen, die dich interessieren. Beim Beeren und Spazieren im Ottiwäldchen haben dir andere Mädchen allerlei darüber gesagt, was du gerne wissen wolltest, aber weder zu Hause noch den Lehrer fragen durftest. Ihnen sind sogar kleine Abenteuer begegnet, die glücklicherweise einen guten Ausgang nahmen — wenn dich die Erzählerinnen nicht angelogen haben und bloß so taten, als hätten sie etwas erlebt, um dir zu imponieren. Einmal hast du selber

etwas gesehen und liefst davon. Im Traum aber kommst du nicht vom Fleck — warum wohl?«

»Ich weiß es nicht! — Eineswegs hätte ich damals gerne gesehen, was im Gebüsch vorging!«

»Vielleicht waren es nur Badende?«

»Ich weiß es nicht. Ich dachte, als ich etwas hörte, das sei ein Mann, wie mir die Mädchen erzählt hatten. Da bekam ich Angst.«

»Im Traum sagst du Hanny Bracher, es sei dir gleich, wenn sie es töten. Damals hättest du gerne geschaut, was vorging, liefst aber weg. Ist dir jetzt nicht klar, warum du im Traum nicht ab Fleck kommst?«

»Damit ich zuschauen kann.«

»Ich habe das auch gedacht. — Das Ottiwäldchen zieht dich an, weil du darin Antwort erhältst auf all das, was dich innerlich wunder nimmt. — Es ist aber auch ein gefährlicher Ort. Du hast Angst wegen den Schlangen, die es dort haben soll, auch wenn es nur Nattern sind. (Hier könnte tiefer gegangen werden.) Die Mutter hat dir verboten, ins Ottiwäldchen zu gehn um zu baden. Sie verbot dir den Umgang mit Hanny Bischof, das mit dir ins Ottiwäldchen gehen wollte. Gehst du mit, so hast du Strafe zu erwarten, wenn es die Mutter vernimmt. Größere Mädchen haben auf ihren Spaziergängen, an denen oft junge Burschen teilnahmen, allerlei »Gestürm« erzählt, »Witze«, für die es bei den Eltern Schläge absetzen würde. Das Ottiwäldchen ist der Ort der Gefahr, des Verbotes. Und doch zieht es dich an. In dir streiten sich also zwei Wünsche.«

»Ich möchte ins Ottiwäldchen gehn und doch wieder nicht.«

»Und darum die Angst im Traum. Im Traum erfüllt

man sich die Wünsche, weil du aber zwei so widersprechende Wünsche hast, so kann sie dir der Traum nicht recht erfüllen [1]). Darum hast du Angst.

Einesteils gingest du gerne an den Ort des Verbotes, denn das Verbot reizt dich, und das Geheimnisvolle, Unheimliche reizt dich auch. Aber du sagst dir, ein Abenteuer würde dir vielleicht nicht so gut ablaufen, wie deinen älteren Kameradinnen, du könntest für deine Neugier bestraft werden: das ist auch ein Grund, warum du nicht vom Fleck kannst. Der andere Grund liegt darin, daß du sehen möchtest, wie Hanny Bracher „getötet" wird.«

»Nein!«

»Was meinst du?«

»Das mit dem Töten stimmt nicht. Das möchte ich wirklich nicht ansehen. Ich mag nicht einmal zusehn, wenn der Vater ein Kaninchen tötet.«

»Vielleicht meinst du aber mit „töten" im Traume etwas anderes, du hast ja gesehen, der Traum sagt alles anders, er hat eine besondere Sprache, ganz gleich, wie du berndeutsch vieles viel besser und klarer sagen kannst als schriftdeutsch.«

---

1) Eine verdrängte Wunscherfüllung ist ja auch hinter der Angst da — aber wie soll ich das dem Kinde klarmachen, ohne mich über die aus unzähligen Analysen von Neurotikern gewonnene Theorie über gestaute Liebestriebtendenzen zu verbreitern, die dem kindlichen Denken zu abstrakt und deshalb unverständlich ist? Es kommt in einem solchen Falle mehr auf das Praktische, die Bekämpfung der Angst an, als auf eine exakte theoretische Erkenntnis und Bewußtmachung des Wesens libidinöser Schleichwege. Selbstverständlich setzt die Behandlung diese Kenntnisse für den Analytiker unbedingt voraus.

(Lächelnd, rot werdend:) »Ja, wenn das andere gemeint ist . . .«

»Du brauchst dich deswegen nicht zu schämen. Ich weiß, daß ein jedes Kind in ein Alter kommt, wo es über „geschlechtliche Dinge" aufgeklärt sein möchte. Aber da kannst du ja, wenn du die Eltern nicht zu fragen wagst, bei mir Auskunft holen.«

»Ich hätte schon lange gerne gefragt.«

»Warum hast du es denn nicht getan?«

»Ich dachte, Ihr meint dann, ich sei ein Verdorbenes.«

»Nein, das denke ich nicht. Warum glaubtest du, ich würde so von dir denken?«

»Die Mutter sagte von Hanny Bischof, es sei ein verdorbenes Mädchen, es wisse schon Sachen wie eine verheiratete Frau.«

»Jesus hat gesagt: Dem Reinen ist alles rein! — Wenn du rein frägst, wenn du nichts Böses dabei denkst, so ist das viel besser als wenn dir eines der Hanny darüber „stürmt" oder gar „Witze" macht. Ich will dir auf jede Frage Antwort geben, so gut ich kann. Aber du mußt mir versprechen, mit Hanny Bischof nicht darüber zu reden, damit es nicht „Witze" macht über das, was du von mir weißt.

So kannst du dir einen Teil des Wunsches erfüllen: auf alle Fragen kannst du Antwort finden, so weit man antworten kann. — Ja schaue mich nicht so groß an: auch die Gelehrten wissen nicht alles. Woher kommt das Leben? Das weiß nur Gott! Darum sind solche Dinge heilige Dinge, und heilige Dinge beschmutzt man nicht durch häßliche Reden und Witze.

Ob du nun weiter nötig hast, ins Ottiwäldchen zu gehen und ein Abenteuer zu suchen, darüber mußt du

selber mit dir ins reine kommen, ich will dir nichts befehlen.«

»Ich gehe schon lieber nicht.«

»Und nun noch etwas: warum du nach solchen Träumen Schlaf empfindest. Gewiß, weil sie dich ermüden und nicht tief schlafen und ausruhen lassen. Doch, vielleicht bist du in der Pause gestern dazu eingeschlafen, um an den Fragen weiter zu träumen, die dich stärker interessieren als die Geographieaufgaben.«

*

Die Fragen kamen dann innert einiger Wochen eine nach der andern, zuerst summarische, dann spezialisiertere. Ich gab redlich Antwort und verwunderte mich, welche seelische Not auf Grund der sexuellen Neugier in einem Kinde stecken kann, ohne daß es ihm der Erzieher und die Eltern äußerlich stark anmerken. Ich verwunderte mich auch, wie leicht es dem Unbefangenen wird, die Not zu lösen — wie leicht es wäre für die Eltern, sie zu vermeiden.

Die Angst-Träume verschwanden gänzlich. Frieda Schanz arbeitete dann nicht nur in dem Grade, den ich (an ihr gemessen) als »normal« bezeichnen konnte, ihre Leistungen wurden durchwegs besser, sie schien auch körperlich frischer zu werden.

Ich bin mir genau bewußt, daß die Gefahr besteht, daß ein halbwüchsiges Mädchen seine Liebesansprüche an den aufklärenden Lehrer fixiert. Darum suchte ich während der Besprechungen mit Frieda Schanz der Gefahr so gut und so einfach als möglich vorzubeugen, nicht zuletzt auch dadurch, daß ich das Mädchen in der Klasse um nichts anders behandelte als seine Kameradinnen. Frieda hat mir dann eingestanden, daß sie einen

gleichaltrigen Schüler »gut mag«. So durfte ich annehmen, daß sie zu mir eher die Einstellung des Kindes zum Vater innehatte. Des Vaters im guten Sinne. Und schließlich darf sich der Päd-Analytiker vor einer Bindung im oben angedeuteten Sinne nicht scheuen, er hat ja die Mittel zur Hand, um zu lösen, zu erlösen.

Das verräterische Löschblatt.

Als Martha Kuhn seinerzeit im achten Schuljahr saß, lieferte sie mir jede Woche einen oder mehrere freiwillige Aufsätze.

Wir sagen ihnen zwar »freie« Aufsätze. Sie sind aus der Institution des Fragekastens entstanden. Ihn haben wir in meiner Klasse wieder abgeschafft. Denn oft kamen Fragen, die nicht die ganze Klasse interessierten, oder die unter vier Augen hätten besprochen werden müssen. Oder die Fragen häuften sich so, daß ich ihnen zu viel Zeit opfern mußte — denn, auch wenn man der Meinung ist, daß die Beantwortung der Fragen ebenso wichtig sei, wie die Erreichung eines gewissen Pensums, oder vielleicht wichtiger — so läßt sich indessen in einem größeren Schulbetrieb die Durcharbeitung einer bestimmten Stoffmenge nicht umgehen. Es wurde nun neben dem »offiziellen« Aufsatzheft, dessen Inhalt mit roter Tinte korrigiert und mit drei Noten zensiert wird, ein zweites, ein »freies« Aufsatzheft eingerichtet. In ihm stehen keine Noten. Wenn ein Zeichen des Lehrers am Rande steht, so heißt das, er habe dort den Inhalt nicht verstanden, die Geschichte sei ungeschickt erzählt. Wenn jemand schlecht schreibt, so liest der Lehrer den Aufsatz

nicht durch oder beschäftigt den betreffenden Schül[er] in der nächsten freien Aufsatzstunde mit Schönschreibe[n] ins Schreibheft. Themen werden keine gestellt. Stehe[n] Fragen im Aufsatzheft, so beantwortet sie der Lehre[r] schriftlich, wenn er es nicht vorzieht, sie vor der Klass[e] oder unter vier Augen zu beantworten. Der Schüle[r] soll in der freien Aufsatzstunde für die Niederschrif[t] einer Arbeit wenn möglich unter diejenigen Bedingunge[n] gestellt werden, unter denen der Schriftsteller steht: e[r] soll möglichst frei sein in einer jeden Beziehung.

Martha Kuhn zeigte große Freude an den freien Aufsätzen. Bald schrieb sie Erlebnisse, oder Träume, sie erzählte selbsterfundene Märchen und Phantasien, sie fragte über dies und das. So war nach und nach ein reger und schöner Rapport zwischen ihr und mir entstanden.

Doch das änderte sich im letzten Schuljahr nach und nach. Ich wußte nicht warum, als ich es schließlich merkte — denn zuerst war es mir gar nicht so aufgefallen. Sie schrieb belangloses Zeug, etwa »Beim Kartoffelsetzen«, »Beim Grasen«, »Am ersten August« usw. Ich sah, sie gab sich Mühe, etwas zu schreiben, aber es war, als erlebte sie plötzlich nichts mehr. Die weitere Beobachtung erwies, daß sich Martha auch gegenüber ihren Kameradinnen abschloß. Sie nahm an den Spielen nicht mehr teil und gefiel sich mehr in einem passiven, in sich gekehrten Verhalten. Eine solche Charakterveränderung kommt nicht ohne weiteres zustande, es mußte etwas geschehen sein.

In seinem ausgezeichneten Buche »Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen« [1]) sagt Pfister S. 214:

1) Pfr. Dr. O. Pfister, »Die Liebe des Kindes und ihre Fehlentwicklungen«. Verlag Ernst Bircher A.-G. Bern 1922.

»Ist die Brücke zur Wirklichkeit abgebrochen, so handelt der Mensch ähnlich dem Mönche, der sich aus der Welt in seine Zelle flüchtet. — Wo Knaben und Mädchen in dieses Treiben hineingeraten, müssen wir ausnahmslos annehmen, daß ihr Liebesleben Erschütterungen, Einschnürungen, Entwicklungshemmungen erlitten hat. Ist die Introversion, das Sich-nach-innen-Auswachsen eine starke, so ist größte Vorsicht am Platze.«

In der Umkehrung des Gedankens heißt das: wenn ein Kind sich nach innen kehrt, so verliert es den Zusammenhang mit der Realität. Wenn Martha Kuhn immer mehr sich von der Welt abschloß und sich in der Zelle seines Ichs wie eine Nonne einschloß, so mußte sie aus irgendeinem Grunde die Brücke zur Wirklichkeit verloren haben, und es war größte Vorsicht notwendig und — Hilfe!

Was aber war zu tun? Ich beobachtete Martha weiter. Ich fragte sie, ob sie mir nicht wieder einmal einen Traum aufschreiben wolle, denn ich hatte den Hintergedanken, sie dann in einer Besprechung zu fassen und, im günstigsten Falle, vielleicht den Grund ihrer Weltentfremdung zu erfahren.

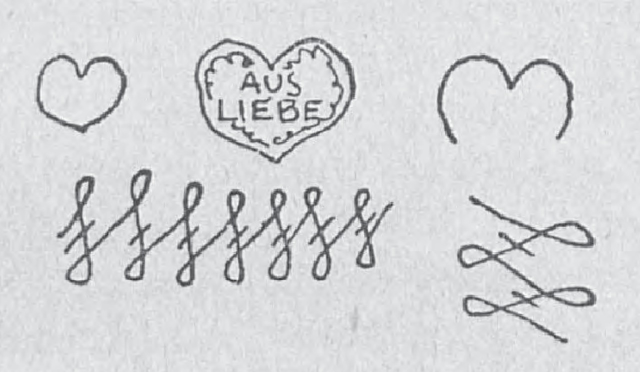
Sie vergesse die Träume immer wieder, erhielt ich zur Antwort, wenn sie überhaupt noch träume. Sie schlafe in der letzten Zeit oft traumlos.

Was sollte ich nach dieser Absage tun?

Ich wartete. Wieder kam eine freie Aufsatzstunde. Wie ich die Hefte austeile, blickt mich Martha so merkwürdig an, fast wie mit einem Schuldbewußtsein in den Augen. Dann quält sie sich ab, einen Aufsatz zu finden. Sie kaut am Federhalter, sie verbarrikadiert sich hinter den aufgestellten Atlas, als sie einen beobachtenden Blick

von mir wahrnimmt. Die Hefte werden abgegeben. In Marthas Heft liegt ein Zettel: »Ich weiß heute einfach nichts zu schreiben!« Richtig, kein neuer Aufsatz steht im Heft.

Da fällt mein Blick auf das Löschblatt. Mit noch nicht schwarzgetrockneter Tinte — die Züge müssen also aus der eben verflossenen Stunde stammen, sind darauf Herzen gezeichnet. Einige davon sind unten



offen, so daß es vielleicht M sein könnten. Im einen, geschlossenen, steht: »Aus Liebe« hingekritzelt. Dann stehen eine Reihe aneinanderhängender Doppelschleifen da, eine jede Doppelschleife ist durch ein Strichlein in Hälften geschieden.

Pfister hat als erster auf die Bedeutung der Löschblattzeichnungen aufmerksam gemacht, er tut es auch in dem oben zitierten Buche. Was steckte wohl hinter den Zeichnungen Marthas? Gaben sie etwa Auskunft darüber, warum sie keinen Aufsatz zu schreiben wußte?

Ich rief das Mädchen hervor.

Was der Zettel für eine Bedeutung habe.

Der freie Aufsatz mache ihr Mühe, sie wisse nie mehr etwas zu schreiben, sie wünschte, wir hätten keine freien Aufsatzstunden mehr.

Ob das im vergangenen Jahr auch so gewesen sei.

Nein, aber damals habe sie eben etwas zu schreiben gewußt. Jetzt seien ihr die Stunden verleidet.

Ja warum denn?

Eben weil sie nichts mehr zu schreiben wisse. Sie langweile sich und habe ein schlechtes Gewissen, wenn die anderen arbeiteten und sie nicht.

Ich schicke sie an den Platz, sie solle um Mittag warten.

Um Mittag, als die übrigen Schüler weg waren, nahm ich das Löschblatt hervor.

Was die Zeichnungen zu bedeuten hätten.

»Das ist so ein Gekriebel, so ein Gekafel, es hat nichts zu bedeuten.«

Wann Martha die Zeichnungen gemacht habe.

»Als ich über einen Aufsatz nachdachte. Ich habe dabei gar nicht daran gedacht, daß ich das Löschblatt verschmiere.«

Ob ihr denn nichts zu den Zeichnungen einfalle?

»Nein, das ist gar nichts. Das ist nur so gedankenlos gekritzelt.«

Ich weise auf ein Herz: »Was könnte das sein?«

»Das ist ein Herz.«

Ich weise auf das Herz mit der Inschrift.

»Das ist etwa ein Lebkuchen. So wie man sie zum Geburtstag schenkt, oder zu Weihnachten.«

Wem man denn solche Herzen schenke.

»Etwa jemanden, den man gern hat, den Geschwistern, dem Vater.«

Ich weise auf die angereihten Schleifen.

»Das ist nichts.«

»Doch!« beharre ich, »sieh dir die Sache nur genau an. Was fällt dir ein?«

Nach einigem Zögern unterdrückt Martha ein Lächeln und wird leicht rot.

»Ja?«

»Das sind lauter große H — etwa so wie man sie auf den Briefen schreibt bei „Herrn" —«.

»Was für ein H — was für ein Herr kommt dir in den Sinn?«

— — — —

»Was kommt dir zu H in den Sinn?«

»Hans.«

»Was für ein Hans?«

»Ihr.«

Ich hatte das gefühlsmäßig schon vermutet, als die Schleifen als große H gedeutet wurden, als H, die einen Herrn bedeuteten. Doch — jetzt dachte ich, es sei dem Mädchen nur deshalb ich eingefallen, weil ich gerade vor ihm stand: meine Gegenwart hätte suggestiv gewirkt. Jeder wird gerne so denken, und er wird die Vermutung festhalten, wenn er die psychischen Gesetze der Kausalität nicht kennt. Ich verwarf aber meine Zweifel wieder, denn ich sagte mir: wenn Marthas Schleifen nicht eben H bedeuteten, warum sagte sie mir denn nicht, die Zeichen erinnerten sie an die Figuren, wie man sie auf den staubigen Schulzimmerboden spritzte, oder irgend etwas anderes?

»Was haben denn die Strichlein zwischen den Schleifen zu bedeuten?«

Das Mädchen lacht, dreht das Löschblatt: »So sind es Z, es heißt H und Z zugleich!«

Wer hätte jetzt noch zweifeln können, daß die Figuren für Martha nur H und Z bedeuteten, die Anfangsbuchstaben meines Namens, und nicht etwas anderes!

Ich weise auf das offene Herz: »Nun weiß ich auch, was das Zeichen da zu bedeuten hat —.«

»Ein M, Martha, mein Name!«

»Gewiß — und soll ich dir nun sagen, was das Ganze heißt?«

»Ich weiß es nicht —.«

»Es ist leicht zu erraten. — Du habest mich gern!«

— — — —

»Ist es so?«

»Ja!«

»Und darum hast du dich seit einiger Zeit so verändert. Darum machst du keine freien Aufsätze mehr, weil du mir das hättest schreiben wollen, und weil man so etwas nicht schreibt, und es hinunterdrückt. Du hättest dich geschämt vor den anderen, vor mir und vor dir, es zu schreiben oder daran zu denken. Darum kehrtest du dich von mir und von allem ab. — Und du darfst mich doch gern haben, genau wie du deinen Vater oder einen älteren Bruder gern haben darfst. Ich habe dich ja auch gern, besonders dann, wenn du ordentlich, fleißig und zuverlässig bist und darnach trachtest, ein tüchtiges Mädchen abzugeben!«

Mehr sagte ich nicht. Es genügte jedoch, denn von diesem Zeitpunkte an wandte sich Martha wieder der Welt zu, sie arbeitete wie früher und nahm wie früher an den Spielen und Vergnügungen der Kameradinnen teil. Es schien mir, sie sei nur ein wenig ernster geworden.

War es klug, mich mit dem Vater und dem »großen Bruder« zu vergleichen? Ich weiß, daß Martha ihren Vater lieb hat, und daß sie, die lauter Schwestern hat, sich einen großen Bruder wünscht.

Hätte ich durch Hinweis auf eine zukünftige Ehe mit

einem jungen Manne die Ablösung von mir vorbereiten sollen? Ich glaube nicht, daß das nötig war. Ich wußte, daß das Mädchen im folgenden Frühjahr ins Welschland kam, und ich habe die Erfahrung gemacht, daß die räumliche und zeitliche Trennung den Ablösungsprozeß von selbst auslösen, und, gegebenenfalls kann meinerseits der Hinweis später ja nachgeholt werden. Zudem wäre es möglich gewesen, daß die Hinlenkung erotischer Phantasien auf ein unbestimmtes Zukunftsobjekt über mich hinweg in blaue Ferne gelenkt hätte — daß Martha vom Regen in die Traufe gekommen wäre.

Ich bin mir bewußt, daß der leicht errungene Erfolg nicht verwechselt werden darf mit psychologischer und therapeutischer Gründlichkeit — eine richtige psychanalytische Behandlung dauert Monate und ist eine große Arbeit. . . .

In diesem Falle machten mir der leichte Erfolg und vielmehr noch die Art und die Auflösung dieser Löschblatt-Liebeserklärung immerhin große Freude.

Eine Tagträumerin.

Das Wesen der Siebentkläßlerin Gertrud Huber hatte sich in der Zeit von etwa vierzehn Tagen sehr zu ihren Ungunsten verändert. Eine nur mittelmäßige Intelligenz war sie immer gewesen, aber ihr großer Ehrgeiz hatte sie dazu gebracht, durch guten Fleiß und scharfe Aufmerksamkeit ihr Manko an geistiger Labilität und aktivem Denken einigermaßen zu kompensieren, so daß ich mit ihren Leistungen als Schülerin ordentlich zufrieden sein konnte.

Etwas langgeschossen überragte sie ihre Klassengenossinnen um Haupteslänge, und ihr Körperbau verriet eine früh eingesetzte Reifwerdung. Sie besaß ein wenig zu große Augen, mit denen sie brav und unverwandt auf die Tafel oder den Lehrer blickte, wenn er etwas entwickelte oder vortrug.

Auf einmal waren Fleiß und Aufmerksamkeit wie weggeweht. In der Folge verschlechterten sich ebenso plötzlich ihre Leistungen.

Im Lese-Unterricht ertappe ich Gertrud wenigstens dreimal in der Stunde, daß sie nicht nachschaut, oder wenn sie das tut, daß sie das Gelesene nicht auffaßt — daß sie nur mit den Augen liest, nicht mit dem Geiste. Nicht, daß der »Stoff« zu schwer für ihr Begriffsvermögen wäre, wir lesen die lustigen Schelmengeschichten von Peter Hebel, und alle anderen Schüler zeigen ihre Freude daran, einige Immerapathische weggerechnet.

In der Aufsatz- und Zeichnenstunde und während der schriftlichen Beschäftigungen ist Gertrud plötzlich zur Federnhalterkauerin geworden. Gewiß nützt es mir zu wissen, daß sie in ihrer Kindheit eine Daumen- oder Schnullerlutscherin gewesen sein mag, und daß sie aus irgendeinem Grunde in die längst vergessene Gewohnheit zurückversunken ist? — Doch sollte ich auch diesen Grund kennen.

Am merkwürdigsten verhält sich Gertrud in den Naturkunde-, Geschichts- und Geographiestunden. Sie verschränkt die Arme (aus alter Gewohnheit . . . ich verlange es von meinen Schülern nie!), reißt sich ersichtlich zusammen, um bei der Sache zu sein und sitzt straff da. Drei Minuten später fallen ihre Augendeckel kaum bemerkbar um Spaltbreite zu, der Blick wird tief und starr

und dringt durch Lehrer und Zimmerwand hindurch in irgendeine blaue Ferne. Dabei wird die Haltung gelöster und die Pupillen auffallend weit.

Sie träumt!

Es ist nicht ein Schläfrigsein, wie man es bei Kindern findet, deren Nachtruhe gestört gewesen oder zu kurz war, ein richtiges »Tagträumen« ist es, ein Abschweifen der Aufmerksamkeit ins Gebiet unbestimmter Phantasien. Es ist für den einigermaßen geübten Lehrer von der richtigen physischen Schläfrigkeit nicht schwer zu unterscheiden.

»Trudi, träumst du!«

Ein Ruck fährt durch ihren Körper. Wie ein Peitschenhieb trifft sie mein Aufruf. Eine feine Blässe bedeckt ihr Gesicht. Um die Augen spannt sich ein Leidenszug.

Doch nicht lange. Bald glätten sich die gespannten Züge um Mundwinkel und Augenbrauen, träumerische Weichheit nimmt wieder von dem Mädchen Besitz.

»Gertrud!«

Sie schnellt zusammen, beißt sich auf die Unterlippe. Wie eine Büßende sitzt sie da — bis sie nach ganz kurzer Zeit sich abermals in Träumen vergessen hat.

Ob ich wohl den Stoff so langweilig vortrage? Ob ich über die Köpfe hinweg rede? Ob ich einschläfernd spreche? — Ich artikuliere gut, die übrigen Schüler interessieren sich, mit der Kreide in der Hand erläutere ich die Probleme mit Wandtafelskizzen — ich kann nicht mehr tun! — Und ich glaube nicht, daß der Fehler an mir liege.

»Trudi, nimm dich doch zusammen! Ich weiß, du hast einen starken Willen und kannst dich zusammennehmen!« Gütig fest klingen meine Worte.

Aber auch die Suggestion mit dem verborgenen Stachel auf Gertruds Ehrgeiz wirkt diesmal nichts. Oder dann nur einen Augenblick, wie alle anderen »methodischen« Hilfen.

»Ich weiß für solche Dinge ein ausgezeichnetes Mittelchen: ein Haarzupf oder eine tüchtige Tatze!« würde mir manch einer sagen — aber wäre ich, wäre Gertrud dadurch dem Verständnis seines merkwürdigen Verhaltens näher gerückt —?

Ob Nachsitzen etwas nützt?

Ich weiß, in Trudis Seele wirkt eine Macht, die stärker ist als mein interessantester Stoff. Eine Macht, die gegen des Mädchens bewußt geäußerten Willen zur Aufmerksamkeit es doch überwältigt. Es ist die Aufgabe der Erziehung, die rohen Triebkräfte des Kindes ethisch-sozialen Zielen entgegenzurichten, sie zu vergeistigen, ihre primitiven Triebbefriedigungen für die Arbeitsleistung urbar zu machen, die niedrigere Lust durch die höhere zu ersetzen, den Zöglingen über die Treppenstufen zum gesund-guten Menschen hinaufzuhelfen: also den Entwicklungsprozeß zum geistigen Menschen zu fördern und zu erleichtern. Also ist die Erziehung ein geistiger Prozeß. — Die unbekannte Macht in Gertruds Seele ist triebhafter Natur (sogar der Geist ist letzten Endes triebhafter Herkunft), weil ich sie nicht kenne, sind mir die Hände gebunden — was soll da Nachsitzen, was sollen da Strafaufgaben nützen!

»Liebe-Entzug« preisen viele Pädagogen an als Strafe, die dann im Sinne einer Sühne erlösend wirke und nicht zu Selbstbestrafungen führe, die einesteils immer grausamer sind als Fremdbestrafung und andernteils dem sich selber Bestrafenden den »Krankheitsgewinn« einbringen.

Er ist als Selbstbemitleidung, allgemeine Passivität, Pechvogeleinstellung, selbstgefällige Melancholie usw. und in der Form von Selbstvernichtungstendenzen wohlbekannt und insofern gefährlich, als er sein Objekt von der Welt abwendet. Sicher ist Liebe-Entzug die einzige Form von Strafe, die Berechtigung hat (die keine Vergewaltigung ist), und in vielen Fällen auch wirkt.

Wenn ich sehe, daß alle Warnungen nichts nützen, so lasse ich den Schüler eine Zeitlang sitzen! Bis er sich bessert, kümmere ich mich um ihn nicht mehr.

Nichtmehrbeachtung durch den geliebten Lehrer kann dem Kinde nicht gleichgültig sein. Aber als Drohung spreche ich meine Absicht nicht aus. Drohpolitik verrät immer Schwäche. — In Gertruds Fall nützt mir auch Liebeentzug nicht, rüttle ich das Mädchen nicht durch Fragen auf, so träumt es ruhig weiter.

Offenbar leidet Gertrud an dem, was der moderne Pädagoge unter dem Begriffe »Hemmung« versteht. Entweder nicht spontan, durch irgendein äußeres Erlebnis aufgeweckt, oder spontan ist in ihr ein mir nicht bekanntes Unbestimmtes übermächtig geworden, das ihrem Triebleben entsprungen ist und die vorher nach außen gerichteten seelischen Energien wie ein Magnet an sich nach innen reißt.

Man könnte sagen: in Gertrud waltet ein Dämon. Ihn zu erlösen ist meine Aufgabe. Dämonen sind gefallene Engel. Dämonen haben tausend Masken und Verkleidungen. Es hülfe nichts, ihn in einer Maske zu unterdrücken oder ihn zu töten. — Ich sah einen Vater, der prügelte seinen Buben nach mehrfacher fruchtloser Warnung darum, daß er Gartenblumen mit einem Stöcklein köpfte. Der Bub gehorchte daraufhin wie am

Schnürchen. Tags darauf schlug er »aus unbegreiflichem Uebermut« eine Fensterscheibe ein. Es gab neue Prügel, neue Unterwerfung. Am gleichen Nachmittag sah ich den Buben, wie er einer Katze — o, aus unbegreiflichem Uebermut wohl — einen Stein anwarf und sich wie ein rasendes Tier freute, als er sie traf. Sein Dämon »Zerstörungssucht« brach sich anders etikettiert doch Bahn ans Licht der Sonne. — Wenn die Erzieher aber den Kindern die Teufel mit fortwährender polizeilicher Beobachtung und Prügeln oder anderen auf der persönlichen Autorität basierenden Hülfen austreiben wollen, und wirklich austreiben, so entstehen Menschen mit dem Blicke des verwundeten Tieres, es ist uns bei ihnen nicht wohl, wir riechen das Aas der getöteten Teufel in ihren verkrümmten Seelen.

Zunächst versuche ich mit Gertrud das »pädagogische Gespräch« unter vier Augen.

»An was dachtest du denn immer?«, das ist die Quintessenz meiner Fragen.

Als Antwort perlen Tränen.

»Warum weinst du? Ich bin doch gar nicht böse, daß du träumtest, aber ich möchte wissen, wo deine Gedanken immer weilen!«

Die Tränen perlen weiter.

»Schau, deine Tränen rühren mich nicht und nützen dir nichts. Sag du mir lieber, an was du immer dachtest!«

»Ich weiß es ja selber nicht! Sobald ich daran dachte, daß ich träumte, wußte ich nicht mehr, an was ich gedacht (geträumt) hatte.«

Das Erträumte wurde — wie es so oft mit richtigen Träumen auch geschieht — sofort aus dem Bewußtsein verdrängt.

Es ist mir eine psychologische Methode bekannt, um in die Tiefe zu dringen: die Psychanalyse Sigmund Freuds. Sollte ich sie anwenden?

Eine »Durch«-Analyse hat ein Kind, das sonst normal ist und nur an einer kleinen Hemmung leidet, nicht nötig: man muß dem Streben des Organismus zur Gesundheit auch etwas zutrauen und nicht zu ängstlich sein. Die Zeit heilt kleine geistige »Wunden« so gut als körperliche — der Erzieher muß Geduld haben können. Eine Analyse braucht viel Zeit. Ich müßte mich mit einem Arzte und mit den Eltern Huber besprechen, und schließlich eignet sich der Lehrer zur Analyse der von ihm tagtäglich unterrichteten Schulkinder nur bis zu einem gewissen Grade: zu kleinen Symptomanalysen, zur Aufhebung von nur pädagogisch zu beseitigenden Hemmungen, nicht für tieferliegende Fehlentwicklungen. Das Einstellungsverhältnis zu einem dem Kinde fremden Menschen wird sich anders gestalten, als zum Lehrer, den es bereits kennt, dem es zugetan oder abgeneigt (oder beides) ist, nach dessen Stärken und vor allem nach dessen Schwächen es sich bereits umgesehen und sich darnach gerichtet hat. — Dennoch: oft kann der Erzieher durch eine ganz kleine analytische Arbeit über die Steine auf dem Wege des Kindes hinweghelfen, ohne dabei eigentlich einen umfangreichen Apparat in Bewegung zu setzen.

In Trudis Falle half mir der Zufall. (Oder war es kein Zufall?)

Am Tage nach unserem pädagogischen Gespräche (Bewußtseinsanalyse) schreibt sie mir ins Heft für freie Aufsätze folgendes:

E i n T r a u m. Ich sollte in einen schönen Palast gehn und eine Botschaft bringen. Zuerst kam eine eiserne, dann zwei andere Türen. Bei der vierten klopfte ich. Ein ganz altes Männlein kam und sagte, ich solle herein kommen. Voll Verwunderung sah ich (drinnen) auf einer Bank einen leeren Sarg. Das Männlein sagte, der sei für mich bestimmt. Voll Schrecken erwachte ich und kam zur Besinnung, daß ich nur träumte. Ich wollte wieder einschlafen. Aber ich konnte lange nicht.

Ins Heft lege ich einen Zettel: »Am Mittag warten, wir wollen den Traum besprechen!«

* * *

»Erzähle mir etwas über das Männlein im Traume!« (Mundart!)

»Es war so merkwürdig. Zuerst, als ich kam, war es gebückt und alt und runzelig. Dann streckte es sich und wurde jünger. Die Runzeln im Gesicht wurden glatt. Es regte sich auf und bekam ganz rote Wangen. Vorher sah sein Gesicht aus fast wie Leder. — Und um den Hals hatte es so einen Kragen wie auf alten Bildern, eine Rüsche (Krause). Sie war weiß, nein rot.«

»Warum sagtest du zuerst weiß?«

»Am Anfang war sie weiß, dann auf einmal rosenrot.«

»Es regte sich auf?«

(Lacht:) »Ja, es war so possierlich. — Wahrscheinlich, weil ich nicht in den Sarg hinein wollte.«

»Weiter vom Männlein!«

»Ich mußte sehr lachen (lacht sehr!), als ich es sah. Als es mir sagte, ich müsse in den Sarg, sprang ich ihm davon, quer über einen Acker. Es mochte mir nicht nach. Es blieb auf der Straße stehn.«

»Und dann?«

»Ich weiß sonst nichts mehr, als daß ich es sehr auslachte!« (Lacht.)

»Warum lachst du so?«

»Ich weiß es nicht. Weil ich an das Männchen denke.«

(Im Traum-Aufsatz berichtet es einen anderen Schluß: »Voll Schrecken erwachte ich.« Von dem Fortspringen und Auslachen steht dort nichts. Das wird seine Bedeutung haben.)

»Sage mir etwas über den Sarg!«

»Er war mit einer grauen Decke zugedeckt. — Sonst weiß ich nichts mehr.«

»Palast!«

»Es war wie in einem Märchen. Die Spitzen des Gitters am Tore vergoldet.«

»Gitterspitzen.«

»Das Männchen. (Lacht wieder.) Als ich durch das Gittertor schritt, dachte ich, was kommt jetzt wohl? Als dann das Männchen — (lacht sehr, es fällt mir jetzt auf, daß Gertrud zum Lachen beständig die beiden Arme über der Brust kreuzt) — als ich das Männchen sah, mußte ich einfach lachen, wenn ich schon dachte, man darf nicht! Ich konnte es nicht unterdrücken.«

»Schau, wenn du lachst, so machst du so,« — ich ahme die Kreuzung der Arme nach — »warum machst du so?«

»Es kitzelt mich ganz, so muß ich lachen!«

»Hat dich jemand gekitzelt?«

(Pause.) »Etwa der Arzt. — Ich mußte hingehen und mich untersuchen lassen wegen der Lunge. Da klopfte er mir so auf die Brust. Es kitzelte mich. Ich durfte nicht lachen.«

»Weiter!«

»Er wäre sonst bös geworden.«

»Erzähle mir, wie du zum Arzt gingst.«

»Er wohnt in einer Villa. Zuerst kommt man zu einem eisernen Tore (lacht verwundert:) — die Türen sind gleich wie im Traume — und auch das Haus hat Aehnlichkeit.«

»Und der Sarg?«

»Ich sah keinen. Es ‚tötelte' nur so in dem Zimmer (Karbolgeruch!). Auf einer Flasche stand ein Totenkopf gezeichnet. Am Fenster stand ein artiger Liegestuhl mit Riemen dran. Ich dachte, wenn er (der Arzt) mich darauf bände.« (Schragen?)

»Und —?«

»Ich wäre wehrlos gewesen. Der Stuhl war mit grauem Wachstuch gepolstert. (Die graue Decke im Traume!) In Glasschränkchen lagen allerlei vernickelte Messer und Sachen, die ich nicht kenne. Es war mir ein wenig unheimlich. Besonders als er mir befahl, Bluse und Gstältli und Hemd herunter zu lassen.«

»Was gab es denn da Unheimliches?«

(Zuckt mit den Achseln:) »Ich dachte, er wolle mir etwas mit den Sachen im Schränkchen machen. Als er dann nur klopfte, verging mir die Angst.«

»Und dann?«

»Er gab mir ein Zeugnis, und ich ging heim.«

»Wie sieht der Doktor aus?«

»Er ist so groß wie Ihr« (mittelgroß).

»Kommt dir zu dem Männchen im Traume noch etwas in den Sinn?«

»Nein, nichts mehr!«

»Was kommt dir über das Kitzeln weiter noch in den Sinn?«

»In unserem Haus wohnt ein junger Bursch, de
kitzelte mich immer an der Brust. Ich wußte zuers
nicht, warum er es tat, da sagten mir andere Mädcher
ich solle mich doch nicht so kitzeln lassen.«

»Hast du es deinen Eltern nicht mitgeteilt?«

»Nein, ich durfte nicht.«

»Wieso denn nicht?«

»— Ich war ja auch schuld, daß er mich kitzelte
Ich dachte an nichts Böses. Ich neckte ihn etwa, dann
kitzelte er mich.«

»Heißt das, du necktest ihn, d a m i t er dich kitzle?«

»Ja, aber ich dachte an nichts Böses. Ich war sc
dumm. Er langte mir bei dem Halsausschnitt hinein.«

Weiter wurde nichts herausgebracht. Einige Tage
darauf mußte das Mädchen wiederum zum Arzt. Darauf-
hin schrieb es mir folgendes:

»Als ich das vorletztemal zum Arzt gehen mußte, ging
ich durch den Wald. Ich habe den Wald gern. Gestern
ging ich nicht mehr durch den Wald. Denn, als ich das
vorderemal ging, kam ein Mann und fing mit mir ein
Gespräch an. Er wollte mich von der Straße in den Wald
hinein locken, aber es gelang ihm nicht. Er fragte mich,
wie alt ich sei, und ob ich die Periode schon einmal ge-
habt habe. Ich gab ihm keine Antwort. Es wurde mir
bange. Er wollte mich belehren, wie die Kinder zur
Welt kommen. Ich sagte ihm, ich wolle gar nichts
wissen. Auf einmal sprang ich davon über das Feld.
Er sprang mir nach, aber er holte mich nicht ein.«

Nun wußte ich, daß der Traum mit diesem Erlebnis
im Zusammenhang stehen mußte. Es war geschehen,
unmittelbar bevor Gertrud (das erstemal) zum Arzt
ging. In ihm kommt das Davonspringen übers Feld vor.

Es schien mir als höchst wahrscheinlich, daß Gertrud einem Exhibitionisten begegnet sei, wie sie sich in den Wäldern in der Umgebung Berns nicht gar selten, oft als nackend Badende an der Aare, herumtreiben und den Mädchen auflauern, um sich ihnen zu zeigen.

»Gertrud, du hast mir nicht ganz alles geschrieben!« sagte ich in der nächsten Besprechung zu dem Mädchen.

Es senkt den Kopf, sein Rotwerden verrät mir, daß ich mich nicht getäuscht habe.

»Weißt du nun noch etwas zu sagen über das Männchen?«

Gertrud blickt einen Augenblick auf, blitzschnell, dann senkt es die Augen wieder.

»Warum bist du dem Menschen nicht eher davongelaufen?«

Weinend erzählt mir das Mädchen, wie es der Kerl festgehalten habe und sich dann entblößte. Erst dann habe es sich ihm entwinden können. Es gesteht dann auch, daß es ihm Schimpfnamen nachgerufen und ihn ausgelacht (»ausgezäpfelt«) habe, nachdem es sich in Sicherheit wußte. Und nun fürchte es sich vor dem Walde.

Ich suchte es zu beruhigen. Es brauche vor dem Wald keine Angst zu haben, nur solle es sich in acht nehmen vor den Männern, die darin herumstreichen.

»Es war kein Vagabund! Er war gut gekleidet und hatte einen steifen Hut auf dem Kopfe. Ich dachte zuerst, das sei ein rechter!« (Mann)

»Siehst du, wie Kleider täuschen! Darauf darf man nicht gehen, daß jemand schöne Kleider trägt, er kann gleichwohl ein schlechtes Herz und schlimme Gedanken haben. — Es wird schon das beste sein, wenn du

5*

nicht allein in den Wald gehst, oder wenn du gehen mußt, daß du dich von Unbekannten fernhältst. — Und noch etwas: willst du nicht deinen Eltern von deinem Erlebnis berichten?«

»Ich darf nicht recht!«

»Soll ich es ihnen sagen? — Ich könnte es deinem Vater einmal erzählen.«

»Ich will versuchen, ob ich es der Mutter sagen kann, der Vater hat immer keine Zeit und ist hässig (aufgeregt, reizbar), wenn man ihm etwas mitteilen will.« (Der Vater hat neben seiner Arbeit viel in Vereinen zu tun.)

Seit dieser Besprechung arbeitet Gertrud Huber wie zuvor. Ich kann mir leicht denken, durch was ihre Gedanken eine so starke Ablenkung gefunden hatten: die ganze Sexualität des werdenden Weibes war durch das Erlebnis beunruhigt, aufgewühlt worden. Nun sann sie, wenn sie sich gehen ließ, daran herum; alle Mühe, aufmerksam zu sein, ging durch den Energieverbrauch verloren, um die Erinnerung an das Abenteuer und damit halb angsthafte, aber auch zum Teil lüsterne Gefühle zu verdrängen.

Gewiß habe ich durch die kleine Besprechung den »Sexualkomplex« nicht analysiert, nicht erledigt im Sinne einer durchgreifenden Analyse, die in die verborgensten Winkel zündet. Es wurden ja nur einige wenige Sätze über das Sexuelle (im engeren Sinne) ausgesprochen. Es könnte jemand kommen und mir vorwerfen: »Was du da gemacht hast, ist gar keine Analyse, du hast die Sache zu wenig tief und nicht in allen Beziehungen untersucht, du hast den Vorhang nur ein wenig gelüftet und gleich wieder zugemacht« usw.

Er hat recht. Jedoch, ich fasse meine Arbeit an den ziemlich normalen Kindern meiner Klasse nicht so auf, wie die ärztlich-analytische Arbeit an schwerer erkrankten, weniger normalen Personen. Ich tue nur, was unbedingt notwendig ist, um zu helfen. Päd-Analyse bedingt genaue psychanalytische Bildung, das ist zweifellos, der Pädagoge verwendet sie aber zur Bearbeitung engerer Gebiete, als das der analysierende Mediziner tun darf. Der Erzieher macht auch von der suggestiven Beeinflussung Gebrauch, diese ist aber gerichtet und determiniert von der vorhergehenden psychanalytischen Arbeit, ohne welche die Suggestion immer nur zufällig sein kann.

Uebrigens: dem Stümper wird auch die beste Theorie und die raffinierteste Methode wenig nützen, das ist ein Grund, warum gewisse Analytiker Mißerfolge haben. Es kommt sehr viel auf die innere Freiheit, auf die Persönlichkeit des Analytikers an. Umgekehrt nützen einem talentierten und innerlich freien Menschen seine Fähigkeiten ohne psychanalytische Kenntnisse letzten Endes auch so wenig, daß für ihn und seine Mitmenschen nicht besonders viel herausschaut. Wenn er Erfolge haben will, zum Beispiel in der Behandlung einer Neurose, so bedingt das die lückenlose Kenntnis der psychanalytischen Technik.

Für den Pädagogen bedeutet sie von allen übrigen methodischen Hilfen die er auch zu kennen und anzuwenden hat, die am tiefsten dringende, weil sie oft dort noch Erfolge zeitigt, wo alle anderen Mittel versagen. Daß auch sie nicht überall helfen kann (die Chirurgie kann das am menschlichen Körper auch nicht

überall), daß sie aber auf dem Gebiete der Erziehung noch weite Möglichkeiten bietet, dieser Einsicht verschließt sich kein praktizierender Analytiker.

Ein Wahrheitsfanatiker.

Gustav Moser ist der älteste Sohn eines Fabrikarbeiters und Kleinbäuerleins.

Als ich ihn in Behandlung nahm, saß er im achten Schuljahr (14—15 jährig) und zeichnete sich neben einer Intelligenz, die über dem Durchschnitt seiner Kameraden stand, hauptsächlich dadurch aus, daß er fanatisch für »die Wahrheit« eingenommen war, seinen Wahrheitsdrang beständig im Munde führte, andere Kinder des Lügens bezichtigte oder verdächtigte, und daß er einen starken Wissensdurst an den Tag legte, besonders für naturwissenschaftliche Fächer.

Sein Hang zur Naturwissenschaft war mir einst stark aufgefallen, als ich der Klasse versuchsweise mit einem Mikroskop verschiedene pflanzliche und tierische Gebilde zeigte. Das Interesse der Klasse flaute ziemlich rasch ab, während Gustav gleichmäßig und stark interessiert war bis zuletzt. Aehnlich erging es bei der Behandlung der Physik. Gustav hatte eine große Fähigkeit, Maschinen zu zerlegen und wieder zusammenzusetzen, z. B. ein elektrisches Läutwerk, einen Dynamo. Auch der Magnetismus zog ihn stark an. Darüber befragt, meinte er, er möchte dahinter kommen, was mit den »geheimnisvollen« Kräften (Magnetismus und Elektrizität) sei. Er habe schon als kleiner Bub Uhren und Wecker(-uhren)

und Vaters Ordonnanzgewehr auseinandergenommen und wieder zusammenzusetzen versucht.

Der Anthropologie-Unterricht enttäuschte ihn, er war darin jedoch nicht der einzige: die Mehrzahl der Schüler ist jeweilen am Ende enttäuscht.

Durch sein in hohem Grade rechthaberisches und borniertes Wesen war er in den Augen seiner Klassengenossen zum bestgehaßten und tief verachteten Streber herabgesunken. Man begegnete ihm mit Mißtrauen, er galt als ein Sonderling, ein jeder hielt sich empört von ihm ferne, er hatte keinen einzigen Freund und beteiligte sich an den Spielen der anderen nur als abschätzender oder spottender Zuschauer. Darum galt er auch als hochmütig. Daß er seinen Lehrern gelegentlich eine Lüge seiner Kameraden hinterbrachte, trug ihm den Ruf eines gemeinen Schmeichlers ein, der auf Kosten der Sünden anderer den Heiligen mimt und das Betrachten und Richten der Fehler seiner Mitmenschen seine Tugenden heißt.

Bei näherem Zusehen jedoch wurde man gewahr, daß er seine Klagen gar nicht mit der Absicht an den Lehrer richtete, daß dieser nun irgendwie gegen die Lügner einschreite und ihn, Gustav, wegen seiner Polizistendienste höher schätze. Jedenfalls war der Drang nach Geltung nicht die Hauptabsicht; das merkte man an der Art, *wie* er seine Beobachtungen über die Wahrhaftigkeit oder Lügenhaftigkeit seiner Kameraden vortrug. Das Bedauern, daß sie logen, schien echt zu sein, es schien, er suche im Lehrer nur einen Kameraden, der mit ihm über die Verlogenheit der Welt trauerte, oder der sie ihm bestätigte.

Man merkte schließlich, daß sich der Knabe mit all dem

»Material« nur ein bestimmtes System, ein vorgefaßtes Weltbild beweisen wollte. Seine Beobachtungen ordnete er nach einem fertigen Plane, er schachtelte sein Erleben darnach ein, er arrangierte alles, wie es der nervöse Charakter eben tut. Dabei litt er unter den Folgen seiner falschen Weltanschauung: in seinem Alter ist man nicht gerne einsam und ohne Freund.

Der Leidenszug stand ihm schon ins Antlitz geschrieben, er schien älter, als er war. Sein bleiches Gesicht, der etwas starre und oft in die Ferne gerichtete Blick, der magere, schmächtige und langaufgeschossene Körper weckten im Beobachter den Eindruck, einen Nörgler, Grübler und jungen Pedanten vor sich zu haben.

Alle seine Gedanken schienen nach einem Ziele orientiert zu sein: überall suchte er Ungenauigkeiten, kleinere und größere Unwahrheiten, Verlogenheiten und Lügen zu entdecken, um damit seine Philosophie zu festigen: daß alles mehr oder weniger Trug sei, und die höchste und sittlichste Forderung die Forderung der Wahrheit bedeute.

Eine Reihe seiner freiwilligen schriftlichen Arbeiten beweisen das. In ihnen lehnt er als zweifelhaft und verlogen seine Angehörigen, die Mitschüler, den Lehrer, die Schulbücher, alle Autorität, überhaupt die ganze Welt ab. Einige Beispiele mögen seine pessimistisch-oppositionelle Stellung näher klarlegen.

M e i n e z w e i B r ü d e r. Die Mutter ging mit uns allen auf den Pflanzplätz, um Kartoffeln zu graben. Ernsti sollte dem kleinen Emmali das Milchfläschchen halten, als es trank. Er trank es aber selber aus. Dann kam er zur Mutter und sagte: »Schau Mutter, Emmali mochte gerade alles auf einmal!« Die Milch hätte nämlich

für den ganzen Nachmittag langen sollen. Die Mutter merkte es, daß sie belogen wurde, und gab Ernst Schläge.

Er ist der gleiche, wie Jakob. (Der andere Bruder.) Der lügt auch immer, aber ganz schlau. Eines Tages stahl er in unserem Garten Birnen. Als er eine davon aß, sah es die Mutter.

Mutter: »Wo hast du die Birnen immer her?«

Jakob: »Aus unserem Garten sind sie, sie sind heruntergefallen!«

Mutter: »Aha!« Und sie sagte nichts mehr und ging weg.

Ich hatte gesehen wie er die Birnen stahl.

Ich: »Köbel, du hast das Müeti angelogen!«

Jakob: »Ist gar nicht wahr!«

Ich: »Hast ja die Birnen heruntergeschüttelt!«

Jakob: »Gewiß — ich habe den Baum geschüttelt, und da sind sie heruntergefallen. Habe ich der Mutter etwas anderes gesagt, he! Habe ich gelogen? — Ich kann nichts dafür, wenn mich die Mutter nicht besser ausfrägt! — So gehen viele Leute auf den Leim!«

Ich dachte, mich führst du nicht so geschwind auf den Leim.

Warum ich ungerne Bibliothekbücher lese. Erstens lese ich gar nicht gern, ich mache lieber etwas (mit den Händen). Bücher über das Photographieren oder über Elektrizität lese ich lieber, weil man dann die Sachen machen kann. Aber in der Bibliothek sind fast keine solchen, nur Geschichten, und davon sind die meisten gelogen. Es wäre ja schön, wenn alles so wäre, wie es in den Büchern heißt. Auch im (Schul-) Lesebuch stehen manchmal Lügen.

Darum ist mir das Lesen verleidet. Wenn in einer Ge-

schichte eine schöne Stelle kommt, wo man Freude haben muß, da denke ich, es ist doch nicht wahr. Der Mann, der das Buch geschrieben hat, hat es ja nur gedichtet. Oder wo eine Stelle ist, wo man sollte traurig sein, oder es wird einer erschossen, so denke ich, das ist ja nur auf dem Papier. Dann muß ich lachen. Ich ärgere mich, wenn sich etwa die Mutter bei einer Geschichte so aufregt.

Jagdgeschichten, oder etwas aus der Geographie, vom Tibet oder vom Südpol lese ich noch gerne. Das haben solche geschrieben, die dort waren. Aber manchmal glaube ich doch nicht alles, zum Beispiel, wenn einer wunderbar errettet wird.

Ueberhaupt ist es besser, selber alles zu sehen oder zu machen. Man kann auf niemand recht gehen (= niemand ist recht zuverlässig).

Von Schwalben. Ihr habt in der Naturkunde gesagt, die Dorfschwalben gehen nur auf den Boden, wenn sie Straßenkot holen wollen für ihre Nester. Als ich Euch fragte, ob sie nicht auch auf den Aeckern absetzen, da habt Ihr nein geantwortet. Ich habe dann nichts gesagt vor den andern (Schülern).

Ich habe nämlich auf dem Moos oft Schwalben gesehen, die auf den Aeckern absetzten und Sachen für ihr Nest zusammenlasen. Etwa ein Federchen oder Haare, die im Stadtmist sind (Dungablagerungsstelle). Ich habe das schon Fräulein X. gesagt, als wir die Schwalbe hatten (behandelten). Sie wollte es nicht glauben. Sie meinte, ich wolle mich nur hervortun. Aber das ist wahr, die Schwalben setzen in den Aeckern auch ab.

Wenn Eltern lügen (Er meint seine Eltern!). Viele Kinder denken an etwas nach und finden

es doch nicht heraus. Aber sie möchten es wissen und sind darum genötigt, die Eltern zu fragen. Wenn ihnen aber die Frage nicht paßt, sagen sie dem Kinde etwas ganz anderes. Wenn die Kinder einmal merken, daß die Eltern sie anlügen, ist jedes Zutrauen verloren, sie glauben den Eltern nicht mehr viel. Es brauchen nicht immer die Eltern zu sein, es können auch andere erwachsene Personen sein. Wenn es die Kinder merken, so denken sie: Wenn die lügen dürfen, so dürfen wir auch.

Wenn ein Kind etwas Geheimes hat, so macht es, daß es seine Eltern nicht merken, ganz gleich wie die Eltern gegen die Kinder. Die Kinder haben keinen Respekt mehr. Die Eltern sollten mit dem guten Beispiel voran.

Wie die Alten sungen, so zwitschern auch die Jungen.

Was ich nie recht begriff. Als wir in der siebenten Klasse die gemeinen Brüche behandelten, konnte ich vieles einfach gar nicht begreifen, weil es mir gar nicht richtig schien. Zum Beispiel das Kürzen. Zwei Viertel sind ein Zweitel, oder zwei Zweitel sind ein Ganzes. Zwei Viertel sind doch immer zwei Teile, zum Beispiel beim Kuchen oder beim Apfel. Und nicht ein halber Kuchen oder ein halber Apfel. Aus einem halben kann ich Viertel machen. Aber wenn ein Kuchen in vier Teile geschnitten ist, so kann ich die Viertel nicht mehr zu einem ganzen Kuchen machen. Und ein zerschnittener Kuchen oder ein zerschnittener Apfel ist weniger wert als ein ganzer. Ich habe lieber einen ganzen Apfel als vier Schnitze.

Ihr habt in der vorderen Stunde gesagt, auf dem Papier sei manches richtig, was im Leben ganz anders sei. Da habe ich an die Bruchrechnungen denken müssen.

Wenn ein Mensch eine bestimmte Forderung beständig an seine Umwelt stellt, so ist es fast sicher, daß er selber diese Forderung nicht erfüllt. Er möchte sich in einem fort sagen: »Das und das mußt du tun!« Sein Gewissen wird durch das andauernde Polarisieren der Forderung in seinem Bewußtsein in einen Qui vive Zustand gepeitscht. Aus diesem Zustand wird der Mensch seiner Forderung im bewußten Teile seines Lebens gerecht, und damit will er sich über das Unbewußte beruhigen, das die Forderung nicht erfüllt, weil in ihm die gegenteilige Tendenz vorherrscht. Seine Wünsche und Ansprüche an die Welt verraten das, wie er sein möchte.

Allem Anschein nach hatte der Wahrheitsfanatismus Gustav Mosers, seine beständigen Verdächtigungen und Nörgeleien den Grund, daß in seinem Innern etwas sehr Unwahres bestand, das er jedoch selber nicht kannte. Darum tyrannisierte ihn so mächtig die Forderung nach Wahrheit.

Als ich mich genügend überzeugt hatte, daß der Knabe von seinem Wahrheitsdrange wie von einer Krankheit befallen sei, entschloß ich mich zu einer tieferen Untersuchung. Vielleicht konnte ihm geholfen werden.

* * *

Eines Tages, als mir Gustav über eine beobachtete Unwahrheit meldete, fragte ich ihn, statt auf seine Klage einzugehen:

»Sag mir, hast denn du noch niemals gelogen?«

»Ich sage immer die Wahrheit!« Er ist empört über die Zumutung, daß er auch lügen könnte. »Ich hasse nichts so, wie das Lügen. Es ist die größte Sünde.«

»Gewiß ist es nichts Schönes. Aber ich glaube, daß ein jedes Kind einmal lügt. Etwa um Strafe zu vermeiden. — Erinnere dich, sicherlich hast du auch schon gelogen!«

»Nein, niemals!«

»Vielleicht hast du es nur vergessen. Besinne dich, ich will dich dann morgen wieder fragen!«

* * *

»Was hast du letzte Nacht geträumt?« fragte ich den Knaben am anderen Mittag; er war erstaunt, weil er eine Frage nach Lügen erwartet hatte.

»Ich weiß es nicht mehr recht«, kommt nach einigem Zögern die Antwort. — »Ich glaube, ich hatte mich in den Daumen geschnitten.«

»Was kommt dir dazu in den Sinn?«

»Nichts. — Ich habe mich einmal in den Daumen gesägt, als ich Holz frevelte. — Otto Blaser hat mir erzählt, daß er sich in den Finger geschnitten habe, um nicht in die Violinstunde zu müssen. — Das ist Betrug. Ihr habt mich gestern nach einer Lüge von mir gefragt.«

»Ja?« Ich forschte absichtlich nicht weiter an dem Traume herum, später wollte ich es nachholen; ich dachte, die Abschweifung auf ein anderes Thema wird ihren Grund haben. (Widerstand.)

»Ich habe ein einziges Mal richtig gelogen. Und dann nie wieder. Ich hatte genug von dem einen Mal. Und doch war es nur eine halbe Lüge, etwas daran war doch wahr!«

»Wann war es denn?«

»Etwa vor sechs oder sieben Jahren. Wir wohnten damals auf der Rainmatt. Ich mußte am Bahnbord die Ziegen hüten. Da kam Emil Lang mit seinen Geißen

auch her. Mit der Zeit bekamen wir miteinander Streit. Wir verprügelten einander, ich unterlag. Denn er war größer, älter und kräftiger als ich. Da habe ich mich ihm unterzogen, und wir machten wieder Frieden. Einmal gingen wir über den Bahnkörper, um in Gostelis Hofstatt Aepfel zu holen. Unterdessen gingen meine vier Ziegen in den Kohlplätz und fraßen unsern Kohl weg. Als wir zurückkamen, standen Emils Ziegen auf dem Bahndamm, sie waren unter der Dornhecke durchgeschlüpft. Meine Ziegen meckerten auf dem Kabisacker umher und schauten, wo die anderen sind. — Ich sagte dem Vater, Emils Ziegen hätten den Kohl gefressen.«

»Da hast du also tüchtig gelogen.«

»Die Ziegen waren sonst immer beisammen. Die von Langs haben sicher auch mitgeholfen. Ich wußte es nur nicht ganz sicher, aber das konnte man denken. Emil wollte zwar nicht daran schuld sein mit seinen Ziegen, er lachte mich noch aus. Und er hat mich doch verleitet, in die Hofstatt zu gehen.«

»Von deinen Ziegen aber sagtest du dem Vater nichts?«

»Nein, ich wollte nicht gerne Schläge. — Ich habe lange darüber nachgedacht. Was ich verschwieg, das ist doch keine Lüge!«

»Hast du dem Vater gesagt, daß ihr Aepfel gestohlen habt?«

»Nein, wegen der paar Aepfel, das war nicht der Mühe wert. Wir wollten sie braten. — Ich dachte, das sei die Strafe für das Aepfelstehlen, daß die Ziegen in den Kohl liefen. Und von da an stahl ich nie mehr.«

»Was hat der Vater zu dem Schaden auf dem Kohlplätz gesagt?«

»Er sagte zuerst, er wolle dem Emil nichts tun, Herr Lang ist drum Vorarbeiter in der Schmiede, wo mein Vater arbeitet.« (Der Vater fürchtete die Rache des Vorarbeiters, wenn er dessen Buben verprügelte.)

»Und damit war die Sache abgetan?«

»Wir hatten noch einen zweiten Kohlplätz, der Schaden war nicht so groß . . . .«

»Warum erzählst du nicht weiter?«

»Emil bekam dann Schläge. Ich habe dem Vater gesagt, der Lang hat über dich geschumpfen. — Er habe gesagt, mein Vater sei ein Vagant, ein Sauhund. Da war Heu genug herunter, der Vater wurde ganz rot vor Zorn. Er paßte Emil auf und stellte ihn zuerst zur Rede. Und als der nichts von allem wissen wollte, haute ihn der Vater durch.«

»Und du schautest zu?«

»Nein, aber der Vater hat es am Mittagstisch erzählt. Er hat Emil noch bei seinem Vater verklagt. Und Herr Lang sagte, die Schläge geschähen dem Emil recht, und er wolle dann auch noch mit ihm abrechnen!«

»So hast du also zweimal gelogen, und dafür bekam Emil unschuldig Strafe.«

»Er hat sie verdient.«

»Wieso?«

»Weil er mich verleitete, Aepfel zu stehlen. — Und: warum hat er mich vorher verprügelt, es geschah ihm ganz recht!« (Prügelei anläßlich des Streites auf der Weide.)

»Du hast dich also an ihm gerächt. Aber dazu hast du die Wahrheit verdreht!«

Die Lüge, die in den Schimpfworten besteht, die er Emil in den Mund legte, gestand mir Gustav als solche ohne weiteres ein.

Jedoch hatte ich Mühe, dem Knaben klarzumachen, daß das Verschweigen der vollen Wahrheit mit den Ziegen auch eine Täuschung, eine Lüge sei. Das Beispiel seines Bruders Jakob wurde zum Vergleich herangezogen. Hier war ihm ja laut seines Aufsatzes die Unehrlichkeit bewußt und klar.

»Das mit den Ziegen passierte lange vorher, als die Geschichte mit Jakob!«

»Dennoch glaube ich, daß du schon damals wußtest, daß du eine Unwahrheit sagtest —«.

Nach einigem Zögern erzählte er weiter. Das Gewissen hatte ihn geplagt. Er wartete einen Abend ab, wo der Vater guter Laune war, und gestand ihm dann die volle Wahrheit. Auch die, daß Emil die Scheltworte gar nicht ausgesprochen hatte. Er habe mit der Lüge nur erreichen wollen, daß Emil Lang die Schläge zurückbekomme, die er ihm, Gustav, bei Anlaß der Schlägerei ausgeteilt hatte. — Der Vater lachte nur und mochte (wohl im Sinne einer Verschiebung seines Hasses gegen den ihm vorgesetzten Herrn Lang auf dessen Buben) Emil die zwei Trachten Prügel wohl gönnen.

»Ich hätte fast lieber gehabt, wenn mich der Vater für die Lügen bestraft hätte!« schloß Gustav seinen Bericht.

»Ja warum denn?«

»Dann wäre die Sache abgetan gewesen!«

»Dann hättest du aber nicht einen Abend abwarten sollen, wo dein Vater so guter Laune war.«

»Ich hatte Angst vor den Schlägen und dachte, wenn er guter Laune ist, so gibt er nicht so stark. Ich dachte nicht, daß er nur lache.«

Er wollte also nur sanft bestraft sein, fast nur »als ob«

er gestraft worden wäre. (Die Formel »Als ob« spielt in Gustavs Leben eine dominierende Rolle. Eigentlich ist ihm alles »als ob«. Das ist ein Erkennungszeichen seiner nervösen Einstellung zur Welt.) Die Strafe will er eigentlich nicht, er ist kein Masochist, der aus dem Schmerze Lust saugt. Er fürchtet sich von dem Schmerze der Strafe. Warum verlangt er dann nach ihr?

»Du sagtest, die Sache wäre dann, wenn dir der Vater Prügel gegeben hätte, abgetan gewesen — war sie denn noch nicht abgetan?«

»Doch, aber der Fehler war nicht zurückbezahlt (gesühnt). Darum nahm ich mir vor, einmal und nie wieder zu lügen. Und ich habe es so gehalten!«

»Aber gestern erst hast du mich doch angelogen, als du behauptetest, nie gelogen zu haben.«

»Ja, aber das wußte ich gar nicht. Sonst hätte ich nicht gelogen, da könnt Ihr sicher sein!«

Sollte ich mich mit Gustavs Erklärung über die Gründe, warum er bestrebt war, immer die Wahrheit zu sagen, begnügen? Ging es an, aus seinem Zwange, immer die Wahrheit zu sagen, jenen andern Zwang abzuleiten, den, immer die Wahrheit zu fordern und immer an der Wahrheit zu zweifeln?

Wie manches Kind hat etwas ganz Aehnliches erlebt, wie Gustav Moser, ist aber deshalb nicht zum weltfremden Nörgeler und Fanatiker geworden. Eigene Ehrlichkeit bedingt noch nicht, daß mit einer Energieverschwendung, wie sie Gustav leistete, überall Unwahrheiten herausgeschnüffelt oder gar in die Dinge hineingeheimnist werden.

Sicherlich durfte ich mich mit dem, was zutage gefördert worden war, nicht zufrieden geben.

Unter dem Gesichtswinkel der Adlerschen Agressionstheorie wäre zwar der Grund der Lüge, wie der Grund des Wahrheitsfanatismus bereits aufgedeckt.

1. Gustav fürchtet, wegen des Schadens, den die Ziegen durch die Unachtsamkeit der Hirten anrichteten, den Zorn des Vaters, ein Unterliegen unter den Vater.

Die Lüge hilft ihm, den Vater zu überlisten, stärker zu sein als der Vater: d. h. das Agressionsbedürfnis des Knaben durchzusetzen.

2. Gustav, der dem stärkeren Kameraden gegenüber unterlag, macht sich durch die Lüge den Vater zu Diensten, der den Kameraden verprügelt. So wird der unterlegene Agressionsbetrieb Gustavs doch durchgesetzt (Rache).

3. Wegen der Lüge hat Gustav ein schlechtes Gewissen, d. h. eine Agressionshemmung. Er wird von einem starken Minderwertigkeitsgefühl geplagt, das ihn zum nachträglichen Geständnis zwingt. Er wünscht sogar eine gelinde Strafe, um mit sich selber und in sich selber kompensieren zu können. Die Strafe dürfte jedoch nicht zu hart sein, sonst würde gegenüber dem Vater als dem Strafenden wieder ein Minderwertigkeitsgefühl erwachen.

4. Das nicht vollständig beruhigte Gewissen wird auf kompensatorischem Wege die Quelle des Wahrheitsfanatismus. Dieser ist eine Art geistiger Ueberbau, hervorgerufen aus männlichem Protest gegen die Agressionshemmung, die im unerledigten Gewissenskonflikt liegt.

Diese Erklärung ist jedoch einseitig und schematisch. Die Agressionsstrebung und ihre Auswirkungen kennt natürlich die Psychanalyse auch, sie hat sie je-

doch nicht aus dem Zusammenhang der Dinge herausgehoben.

Es wird sich zeigen, daß die Erklärung, wie sie oben dargestellt ist, doch eine zu dürre Unterlage bietet, um von da aus den Wahrheitsfanatismus anzupacken und zu erklären. Warum sollte gerade dieses Ereignis mit den Ziegen solche Veranlassung geben, den Machtwillen behaupten zu wollen? Es war doch sicherlich nicht das einzige Erlebnis dieser Art.

Die weitere Entwicklung der Sachlage zeigte mir, wie wohl ich daran tat, mich nicht mit dem aufgestellten Schema zu begnügen, sondern weiter in die Tiefe der Dinge zu dringen. Bald erwies sich das etwas willkürlich gestaltete Bild als unhaltbar.

* * *

In der nächsten Besprechung kam ich auf den Traum zurück, der einige Tage zuvor nur die zwei Einfälle vom Holzfreveln und von dem faulen Violinschüler hervorgebracht hatte. Sie wurden in die Erinnerung zurückgerufen, und dann weitere Einfälle gefordert. Doch es kamen keine. Drängen half nichts.

Ueber die Bedeutung des Traumes hatte ich mir meine Gedanken gemacht. Es schien mir ein Kastrationstraum zu sein, wie solche aus vielen Analysen bekannt sind und bei Knaben oft auf Selbstbefleckung hindeuten.

Der Onanist im Alter Gustavs ist sich der Widernatürlichkeit seiner schlechten Gewohnheit bewußt. Als kleines Kind ist ihm, wenn er etwa mit seinem Geschlechtsorgane spielte oder es betrachtete, von seinen Angehörigen gedroht worden, wenn er so unartig sei, werde man ihm sein Glied abschneiden, oder was derartige Drohungen mehr sind. Als älteres Kind der

Onanie erlegen, phantasiert er zugleich an der Kastration herum, die ihm Bestrafung und Erlösung zugleich bedeuten kann. Der Mensch, vor allem das Kind liebt sich selber zu sehr, als daß es eine Selbstverstümmelung so bald auf sich nähme. Wo sich in ihm nun der Bestrafungs- bzw. der Befreiungswunsch (gegen die Onanie) und der Gegenwunsch auf Erhaltung seines Körpers und der Onanie als Lustquelle treffen, entsteht die Angst.

Die Kastrationsidee finden wir fast immer in der Form von Kastrationsangst vor. Sie kommt in Träumen, Fehlhandlungen und »unbegründeter« Angst zum Vorschein. An sie heften sich die Schuldgefühle[1]).

Ich vermutete also, Gustav sei Onanist. Darin bestärkte mich besonders der erste Einfall: er schneide sich in den Daumen beim Holzfrevel; er verletzt sich bei einer Tat, die nicht erlaubt ist. Auch der zweite Einfall paßt dazu. In ihm ist zwar mehr der Sinn der Sühne ausgedrückt: weil etwas getan werden soll, was nicht recht ist (Schwänzen der Violinstunde), bestraft man sich selbst durch den Schnitt in den Finger, der zugleich der Grund wird, die unerlaubte Tat zu begehen und zu begründen.

Wenn es möglich ist, so soll dem Träumer der Sinn seines Traumes selber klar werden, er darf ihm vom Analytiker erst dann gesagt werden, wenn der Analysand einfach nichts anfangen will mit dem zutage geförderten Material, und in einem solchen Falle auch nur in der Form eines Vorschlags, den anzunehmen oder abzulehnen der Träumer die Wahl hat; der Analytiker macht

1) 2—5jährige Kinder, die onanieren, haben dabei noch keine Schuldgefühle.

einen derartigen Vorschlag zwar erst, wenn er seiner Sache ganz sicher ist, wenn eigentlich für den Analysanden keine Wahl mehr ist; sobald der Widerstand genügend abgebaut ist, wird der Analysand die Deutung annehmen, wie sie gegeben wurde. Darum ist es für den Analytiker in der Regel vorteilhafter, mit einer Deutung solange zuzuwarten, bis der Analysand den Widerstand aufgibt.

Deshalb teilte ich Gustav meine Vermutung nicht ohne weiteres mit.

Trotzdem weitere Einfälle zu dem Traume nicht zu erhalten waren, kam mir Gewißheit über meine Vermutung. Als ich nämlich so stark in den Knaben drang, wurde er sehr verlegen. In der Verlegenheit rieb er sich mit der rechten Hand den rechten Oberschenkel, indem er die linke Hand auf die rechte stützte.

»Was hat das zu bedeuten, daß du deinen Schenkel reibst?«

»Ich weiß es nicht!« Er schluckte dazu. Deutlich sah man ihm die Angst an.

»Schau her!« — ich ahmte seine Bewegung nach — »was fällt dir dazu ein?«

»Nichts!«

»Ich glaube doch — irgend etwas muß dir doch einfallen dabei!«

»Nein! Nichts!« Der Protest kam aus gewürgter Kehle und bezeugte das Gegenteil seiner Behauptung. Ich entließ den Knaben mit dem Auftrag, mir den Traum der nächsten Nacht aufzuschreiben.

* * *

Niemand wird erstaunen, wenn ich verrate, daß Gustav die nächsten Tage »wegen Kopfschmerzen und

Unpäßlichkeit« nicht zur Schule kam. Der gleiche Widerstand, der ihm bei der Analyse des Traumes nichts weiteres mehr einfallen ließ, machte sich geltend. Gustav will nicht auf eine neue Besprechung eingehen; sobald der Widerstand kleiner geworden ist, geht er darauf ein.

Als Gustav schließlich kam, wollte er nichts geträumt haben. Auch hierin zeigte sich der Widerstand. Ich ließ ihn nun eine Zeitlang in Ruhe. Dabei machte ich die Beobachtung, daß sich sein Verhalten mir gegenüber stark veränderte. Aus dem stillen Schüler wurde plötzlich ein Störer und unruhiger Kerl. Er versuchte alles, was dem Schüler kleine Rügen von seiten seines Lehrers einträgt. Er ließ die Türe ins Schloß fallen, verschüttete Tinte, machte Kleckse, spielte, statt aufzupassen und ließ nichts ungetan, um auf unauffällige Weise mit mir in Konflikt zu kommen. Nämlich so, daß er seine Absicht vor sich selber nicht verriet. Ich verstand sie als eine Aeußerung des Widerstandes und ließ ihn machen.

Eines Tages fand ich die Kreide in kleine Stücke zerbrochen. Ich mutmaßte, das sei eine Leistung von Gustav, die übrigens eine Kastrationsphantasie darstellen konnte [1]). Ich nahm eine neue Kreide aus dem Schrank. In der Pause sagte ich Gustav, ich glaube zu wissen, wer die Kreide zerbrochen habe.

Die neue Kreide wurde mir neuerdings zerbrochen.

»Der, welcher die Kreide zerbrach, soll hervorkommen!« sagte ich und zeigte die zerstückelte Kreide, die ich in der Stunde zuvor auf das Tischchen gelegt hatte.

---

1) Siehe darüber: Schweizerische pädagogische Zeitschrift, Jahrgang 1922, Heft 1. Dr. med. E. Oberholzer, Zürich, »Phobie eines sechsjährigen Knaben«.

Linkisch und mit einem dummen Lächeln kam ein Siebentklässler hervor.

»Das darfst du nicht einreißen lassen!« dachte ich. In der Aufwallung jagte ich ihn hinaus, ohne zuerst zu untersuchen. (Wir urteilen ja gewöhnlich nach der Tat und lassen die Gründe unbeachtet . . .)

Es kam dann aus, daß ihn Gustav zu dem Stücklein überredet hatte. Dieser verkündete dann auf der Gasse, was ich für ein parteiischer und ungerechter Lehrer sei, ihm lasse ich alles durch, er könne machen, was er wolle, die anderen jedoch bestrafe ich.

Wenn er sonst keine Kameraden hatte, so schlossen sich ihm nun bald einige unzufriedene Geister an. Ich mußte einschreiten, abklären.

Gewiß hatte ich voreilig gehandelt, als ich den Kleinen so ohne weiteres vor die Türe wies. Als Gutmachung hielt ich dann eine Lektion über den Begriff der Gerechtigkeit, Gerechtigkeit des Lehrers und Gerechtigkeit der Schüler. Besonders betonte ich den Fall, wo der Lehrer etwas Strafwürdiges zum erstenmal beobachtet, es als Kleinigkeit betrachtet, sich nicht stören lassen will, und den aufbrandenden Zorn »hinunterdrückt« (verdrängt). Passiert dann die Kleinigkeit zum zweiten Male, so wird er doppelt zornig, und der zweite Sünder muß dann für den ersten auch gerade herhalten. Gerecht sein kann kein Lehrer (kein Mensch, kein Gesetz, auch kein Schüler), er kann nur möglichst gerecht *sein wollen*.

Mit Gustav sprach ich unter vier Augen. Seine Absicht, mit mir Streit zu bekommen, deckte ich ihm auf, ohne daran eine Moral zu knüpfen.

Er suchte mir eine Affekthandlung ihm gegenüber

zu entlocken, um sich den Widerstand, den er mir machte, nicht eingestehen zu müssen. Ich sollte an seinem ablehnenden Verhalten selber schuld (werden) sein. Hätte ich mich zu einer solchen affektiven Maßnahme hinreißen lassen, so hätte sein Gewissen eine Rechtfertigung und zugleich eine Begründung gefunden, wenn er Haßregungen an mich fixierte.

Ich stellte Gustav nun vor die Wahl, entweder mit meiner Hilfe weiter an sich zu arbeiten, oder nicht mehr zu den Besprechungen zu kommen. Auch mit seinen Eltern setzte ich mich ins Einvernehmen. Sie versprachen mir, den Buben nicht durch Fragereien zu quälen, wogegen ich ihnen gelegentliche Mitteilungen zukommen lassen wollte. Dabei vernahm ich, daß Gustav in seiner Jugend ein ängstliches Kind gewesen sei, das sich vor der Dunkelheit gefürchtet habe. Der Kleine schrie in der Nacht auf und beruhigte sich »gewöhnlich« erst wieder, wenn er zwischen Vater und Mutter im Bette der Eltern lag. (Oedipuseinstellung und Sexualneugierde [1]).

* * *

Als sich Gustav zu einer Besprechung meldete, kam nicht eine Fortsetzung dessen, wo wir stecken geblieben waren zur Sprache.

Er berichtete mir, er habe früher oft gelogen. Die Mutter habe ihn daran erinnert, er habe es »ganz vergessen gehabt«. Aber es seien gar nicht »richtige« Lügen gewesen, nur »so Bären«.

Was er denn gelogen habe.

»Ich gab den Eltern so Sachen an, die ich selber nicht

---

1) Siehe Freud: »Analyse der Phobie eines 5jährigen Knaben«, und »Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie.«

glaubte. Eben Bären. Wenn sie sie packten (glaubten), so hatte ich Freude!«

»Wieso Freude?«

»Weil sie so dumm waren. Ich dachte, sie sind gar nicht so gescheit, wie es den Anschein hat. Man kann sie leicht zum Narren halten.«

»Wie alt warst du damals?«

»Vielleicht etwa sechsjährig.«

»Besinnst du dich an diese Zeit?«

»Nicht mehr gut!«

»Erzähle mir etwas davon!«

Wenn ich nun eine Aufzählung von Lügen erwartet hatte, mit denen er einst die Eltern genarrt, so irrte ich mich.

Gustav berichtete mir, er habe damals sein erstes Brüderchen bekommen. An einem Morgen hörte er beim Erwachen ein Gewimmer in der Schlafstube der Eltern. Voller Angst eilte er hinüber. Die Mutter lag auf dem Bett, stöhnte, und hieß den Knaben den Vater aus der Werkstätte holen. Alsdann mußte er noch zu der Hebamme laufen. Dunkel ahnte er, was geschehen werde, weil die Hebamme mit im Spiel war. Als er zurückkam, durfte er die Mutter nicht mehr sehen. Die Eltern schickten ihn zu einer Tante, die in einem benachbarten Dorfe wohnte, er mußte einen vom Vater geschriebenen Brief überbringen. Gerne hätte er gewußt, was in dem Briefe stand, aber er konnte damals nicht lesen. Sonst hätte er den Brief erbrochen, meint er (Sexuelle Neugierde). Die Tante sagte ihm, er müsse bei ihr bleiben. Wenn er dann zu den Eltern zurückkehre, so würde er dort ein Brüderchen oder Schwesterchen vorfinden. Er wagte nicht zu fragen, warum die Mutter so gestöhnt

habe, vermutete jedoch, daß das Stöhnen, das er als Ausdruck eines Schmerzes deutete, mit der Geburt eines Geschwisterchens im Zusammenhang stände. Und daß man ihm die Auskunft darüber vorenthalten wolle, indem man ihn wegschickte und nicht einmal sagte, warum. Es kränkte ihn, als ihm die Tante meldete, er werde ein Geschwisterchen bekommen.

»Ich hatte es ja gedacht. Und hätte lieber gehabt, die Mutter oder der Vater hätten es mir gesagt, statt ein fremder Mensch«, meinte er, »oder sonst hätte die Tante auch nichts sagen sollen!«

Zwei Tage später vernahm er dann, daß er ein Brüderchen erhalten habe; lieber hätte er ein Schwesterchen gehabt.

»Warum?«

»Es wäre etwas anderes gewesen, als ich bin.«

Das gleiche interessiert ihn nicht, er kann an einem Knaben die längst erwachte sexuelle Neugierde nicht befriedigen.

Als er hierauf ins Vaterhaus zurückkehrte, war die Mutter noch im Bett. Es drängte ihn, den Vater um den Grund zu fragen. Er erwartete aber, keine Antwort oder eine fadenscheinige Ausrede zu erhalten. Um so mehr reizte ihn die Frage. Er konnte den Vater gleichsam prüfen. Der alte Moser zuckte die Achseln und sagte, die Mutter sei krank. Auf die Frage, warum man den Arzt nicht kommen lasse, fertigte ihn der Vater damit ab, er sei ein »Stürmi« und solle mit seinem dummen Fragen aufhören. Gustav sah dann ein blutbeflecktes Wäschestück. Das regte ihn auf. Die Empörung galt dem Vater, weil er nicht Auskunft hatte geben wollen. Gustav hatte den Vater oder die Mutter schon vorher

»über allerlei Sachen ausgefragt« und abweisende Antworten erhalten. Das Geheimnis der Eltern quälte ihn. Wir verstehen jetzt den Aufsatz »Wenn Eltern lügen«.

Als Vierzehnjähriger kannte er nun die Bedeutung des blutigen Wäschestückes und der Bettlägerigkeit der Mutter bei Anlaß der Geburt.

Es stellte sich heraus, daß er überhaupt ziemlich vollständig sexuell aufgeklärt war. Er ließ sich von einem Bauernknecht unmittelbar nach der Geburt des Brüderchens aufklären.

»Er hat mir a l l e s gesagt!«

»Wissen es deine Eltern?«

»Die wissen nichts davon.« (Voller Hohn): »Die meinen noch jetzt, ich glaube an den Storch!«

»Bist du sicher?«

»Ja. Die Mutter bekommt nächstens wieder zu gaumen (ein Kind), und da redet sie manchmal mit uns davon, wie das wäre, wenn uns der Storch noch ein Brüderlein oder ein Schwesterchen bringen würde.«

»Was denkst du nun von der Mutter?«

Er beginnt heftig zu weinen und zu schlucken. Dann drückt er hervor: »Sie lügt auch!«

* * *

Als mir Gustav seine nächste schriftliche Arbeit abgab, stellte ich fest, daß sie schlechter als sonst geschrieben war. Noch am gleichen Tage fand ich ein Zettelchen von seiner Hand auf dem Pulte:

»Ich kann nichts dafür, daß die Schrift so schlecht ist. Ich bin so sehr aufgeregt. Gustav Moser.«

»Warum bist du so aufgeregt?« fragte ich ihn, als er am Nachmittag zu mir kam.

»—«

Erst nach längerem Drängen und Ermutigen, sagt er mir, er wisse, an was ihn das Reiben auf den Oberschenkeln erinnere, Er gestand, daß er früher sich selbst befleckte. Der Vater Moser hatte damals einmal etwas davon gemerkt und Gustav gefragt, ob er der Onanie fröne. Der Knabe protestierte heftig, klagte den Vater ungerechtfertigter Verdächtigungen an und — onanierte nicht mehr.

»Ich habe den Vater so wenig als möglich belügen wollen.« Darum also zwang er sich, dem Drange zu widerstehen.

»Und der Vater, glaubte er dir?«

»Ich denke, nein!«

»Wieso denkst du nein?«

»Er schaute mich so an, daß ich wußte, er glaubt mir nicht, wenn er schon nichts weiter sagte.«

Gustav machte so den Vater auch zum Lügner: er glaubt überzeugt, der Vater denke etwas über ihn, was der Wahrheit nicht entspricht. Gustav lügt nicht, aber die Eltern sind verlogen, und deshalb wittert er auch sonst überall Lüge und Unwahrheit.

Die ersten genitalen Lustgefühle erlebte er als drei- oder vierjähriger Knabe. Er behielt das Wasser zurück. Dabei hatte er Erektionen, Zuckungen und — Angst. Trotzdem wiederholte er solche Szenen oftmals.

Später einmal stach ihn eine Mücke ins Glied. Das kitzelte ihn, er rieb und empfand eine immer stärkere Erregung. Seine Neugier war wach. Oft betrachtete er seine Geschlechtsteile, streichelte und rieb sein Glied. Dann setzten die Ergüsse ein, die wieder Angstgefühle in ihm weckten.

Einmal drängte sich ihm ein Schulkamerad nach,

als er auf den Abort ging. Er bot ihm Entdeckerbücher an, wenn Gustav ihm sein Glied zeige. Er tat es. Der andere rieb ihm daran und war erstaunt, daß das Glied nicht erigierte. Gustav ekelte dies um so mehr, als er von dem anderen vernahm, daß unter den Knaben eine Art Gesellschaft bestand, welche Onanie untereinander betrieb.

Gustav kämpfte gegen sein Laster an.

»Lesen nützte mir nicht viel, eher schon die Handarbeit.« Das hat ja schon in einem Aufsatz gestanden: »Ich mache lieber etwas mit den Händen.« — Der Spieltrieb dient als Ablenkung von der Onanie. Der Spieltrieb ist jedoch an der Onanie auch mitbeteiligt (siehe oben!), wie auch der Schautrieb. Mit letzterem ist einesteils der Zeigetrieb, dann aber auch der Wissenstrieb und das Interesse für Naturgeschichte unmittelbar verbunden.

»Ich habe lange nicht gewußt, daß es zwei Sorten Menschen gibt. Da wechselte einst einer unserer Mieter. Der neue Mieter hatte ein kleines Mädchen, da sah ich einst zufällig, daß es nicht gleich war wie ich. Wieso das so war, wußte ich nicht. Wir gingen etwa in den Holzschopf, um uns gegenseitig zu betrachten und zu befühlen. (Schaulust, Zeigelust, Spiellust.) Da erwischte uns einmal mein Vater. Er drohte mir, er schneide mir das Glied weg, wenn ich es unnötigerweise hervornehme, oder Gostelis Enterich beiße es mir ab.« (Kastration.)

Aus dem Schautrieb, der zuerst auf sich selber gerichtet ist, wird der Zeigetrieb, der auf ein Objekt gerichtet ist. Der Knabe erhofft, wenn er sein Genitale dem Mädchen zeige, so zeige ihm dieses das seine auch. So rückt auch

sein Schautrieb vom eigenen Selbst ab und wird zur Geschlechtsneugierde.

Hierüber weiß Gustav noch einige Szenen zu berichten. Als er in der untersten Klasse saß, wurden oft Griffel oder andere Schulsachen fallen gelassen, um unter die Pulte zu kriechen und den Mädchen unter die Röcke sehen zu können (7jährige).

Später einmal sahen eine Gruppe seiner Kameraden bei Anlaß eines Stundenhaltes an einem Hügel während eines Ausflugs den Mädchen unter die Röcke, indem sie sich unterhalb von ihnen lagerten. Gustav merkte, was ihr heimliches Gelächter zu bedeuten hatte. Eine Scheu hemmte ihn, auch hinzusehn (13jährig).

Hier zeigt sich schon die Verdrängung. An die Stelle des auf die Geschlechtsorgane gerichteten Schautriebes ist nun der Wissenstrieb getreten. Wenn er Gewehre und Uhren auseinandernimmt und wieder zusammensetzt, so dürfen wir das wohl sexualsymbolisch auffassen. Die Träume zeigen, daß Gewehr in der Regel das männliche, Uhr das weibliche Organ bedeuten. Wir verstehen auch das Untersuchen von »geheimnisvollen Kräften«, dem Magnetismus und der Elektrizität. Wie enge die verschiedenen Triebe miteinander verbunden sind, so enge, daß man oft nicht unterscheiden kann, wo der eine aufhört und der andere anfängt, zeigt Gustavs Drang, Apparate zu bauen. Er besitzt zu Hause ein kleineres physikalisches Laboratorium, das meist selbstverfertigte Apparate enthält. Die Lust an der Handarbeit, insbesondere an feiner, präziser Handarbeit, weist neben dem wissenschaftlichen Interesse (Wissenstrieb = Schau = Zeigetrieb) wieder auf die Onanie und den Spieltrieb hin. Die Bedeutung des Spieltriebs für

Gustav wird auch dadurch illustriert, daß er lieber arbeitet, als liest. Seine Vorstellungen sind sehr gegenständlich, das zeigen seine Gedanken über die Teilung des Kuchens und Apfels.

Daß den Sexuell-Neugierigen der Anthropologieunterricht enttäuscht, ist selbstverständlich, wenn man weiß, daß darin (mit Recht) vermieden wird, über den Unterschied der Geschlechter oder gar über die Bedeutung der Sexualorgane zu sprechen.

Was ihm die Schule nicht bot, das erlangte Gustav durch die Lektüre eines illustrierten Arztbuches, welches er während der Abwesenheit seiner Eltern heimlich durchlas.

»Es stand auch viel über Krankheiten in dem Buche. Aber woher es kommt, daß die Menschen sterben müssen, da war nichts drin, das wissen auch die Doktoren nicht.«

Dieser Satz Gustavs scheint mir deshalb wichtig, weil er auf eine weitere Komponente des Wissenstriebes hinweist: auf das Sterben des Menschen. Der junge Mensch will nicht nur um das Woher wissen, ihn interessiert auch das Wohin. Einem jeden Erwachsenen scheint es selbstverständlich, daß man einem Kinde so gut als möglich Auskunft darüber gibt, was Tod und Sterben bedeutet. Darum scheint es unsinnig, ihm vorzuenthalten, was Geburt und Zeugung sind.

Gustav sucht nach »geheimnisvollen Kräften« in der Elektrizität und im Magnetismus. Ist das nun noch so schwer verständlich?

Und ist es so schwer verständlich, daß es viele Erwachsene gibt, die ihr Lebtag nicht aus dem Suchen nach Geheimnissen herauskommen? Sie suchen auf Fakirwegen die Allmacht der Gedanken, sie suchen die Wieder-

geburt in der Theosophie, sie suchen den Vater oder die Mutter in der Philosophie, sie sind trotz aller modernen Bildung abergläubisch bis auf die Knochen . . .

* * *

Wieder auf seine Onanie eingestellt, die er als Zwölfjähriger aufgab, erinnerte sich Gustav, daß er, als er davon ließ, oft noch stark den Drang dazu gespürt habe, und ihm auch einige Male unterlegen sei. Und da habe er etwa gedacht, am besten wäre, er hätte keine Geschlechtsorgane, dann hätte er Ruhe.

Nun besprachen wir den Traum vom in den Daumen schneiden noch einmal. Er wurde als Kastrationstraum sofort klar. Gustav hatte einmal, als er erregt war, und dem Gelüsten zu unterliegen fürchtete, den Gedanken gefaßt, sich in den Handballen zu schneiden, damit ihn der Schmerz an der Ausübung der Onanie hindere. Der Gedanke an diesen Vorfall sei ihm schon damals aufgetaucht, als zum ersten Male Einfälle zum Traum von ihm verlangt wurden. Absichtlich sagte er aber nichts davon, weil er fühlte, daß er dann von der Onanie hätte sprechen müssen, wozu er damals noch ein zu starkes inneres Sträuben spürte (Widerstand). Es war also damals gut daran getan, ihm die Vermutung nicht auf den Kopf zu sagen.

* * *

Der Vater hat Gustav einst als kleinem Knaben mit der Kastration gedroht, als er ihn mit dem Mädchen beim Beschauen und Befühlen der Genitalien entdeckte. Später ertappte ihn der Vater beinahe während der Ausübung der Onanie. Ein Grund, warum sie Gustav nun aufgab, ist sicher das Ausweichenwollen vor der Kastrationsdrohung.

Der Vater ist überhaupt das Hindernis, wenn sich Gustav irgendwie sexuell betätigen will. Der Vater ist das fleischgewordene Gesetz, er steht wie ein drohender Gott über dem Sohne.

Und doch ist der Vater nicht unfehlbar. Er geht beständig, wie Gustav bestimmt glaubt, mit dem Gedanken um, sein Sohn onaniere. Das ist nicht wahr, er hat ja seine schlimme Gewohnheit unterdrückt.

So sehr sich der Knabe anscheinend bedauert, weil er ungerechterweise vom Vater verdächtigt werde, so großen Gewinn zieht er aus seinem Martyrium: er darf sich sagen, der Vater sei von einem erlogenen Gedanken beherrscht, an dem er willentlich festhält; er «lüge» also. Gustav will also durch das Aufgeben der Onanie der Kastrationsangst entgehen. Er darf nun seinem Vater — nicht wie vor der Aufgabe — frei und offen ins Angesicht sehen, er braucht nicht mehr zu befürchten, vom Vater bei der Ausübung seines Uebels erwischt zu werden, er hat die Angst jedes geistig sonst normalen kindlichen Onanisten aufgeben können, daß ihm die Eltern seine heimliche und unerlaubte Betätigung ansehen würden. Mit der Aufgabe der Onanie gab er auch auf, was ihn vor der Aufgabe zu einer dauernden Verlogenheit zwang: zum so sich gebärden, als ob er nicht onanierte.

Der Vater hat das Vertrauen des Sohnes nicht nur darum verscherzt, weil er ihn (vermutungsweise) der Onanie verdächtigt, sondern vielmehr darum, weil er ihn nicht sexuell aufklären wollte. Vom Mißtrauen fällt aber auch auf die Mutter etwas ab. Das geht aus dem Aufsatze »Wenn Eltern lügen« hervor, ebenso aus dem unter Weinen geäußerten Ausspruch: »Sie lügt

auch!« was soviel heißt, wie »ihr kann man auch nicht trauen, vertrauen«.

Der Sohn hat sein letztes Geheimnis, sein heimliches Laster, dem Vater geopfert. Es ist zwar auf eine merkwürdige Weise geschehen. Er hat die Onanie nicht eingestanden, dafür hat er sie, einmal beinahe ertappt, verdrängt. Er will damit »den Vater nicht anlügen« (in Wirklichkeit will er damit die Kastrationsdrohung fernhalten). Der Vater aber verändert sein Verhalten dem Sohne gegenüber nicht. Er behält das Geheimnis, das über dem Sexuellen ruht, für sich, er behält aber auch seine Macht über den Sohn, die in der Kastrationsdrohung ausgedrückt ist und einst von dem Mächtigen auch ausgesprochen wurde. Mit dem Verstande zweifelt der nun größer gewordene Gustav daran, daß der Vater seinen Sohn kastrieren würde und dürfte, aber die Angst, die er einst bei der Szene mit dem Mädchen bei der Drohung des Vaters empfand, lastet weiter auf ihm.

Das Geheimnis des Vaters, das Geheimnis des Wissens und der Macht, sucht Gustav zu entdecken, und er findet überall die Lüge, den Betrug, die Hehlerei.

* * *

Als unsere Besprechungen einmal soweit gediehen waren, ließ der Knabe fast plötzlich von seinem Fanatismus ab.

Dafür zeigte er mir ein trotziges oder anklagendes Gesicht. Der Grund war, daß er wieder mit der Onanie begonnen hatte. Und — ich sei schuld daran, weil ich das Gespräch darauf geleitet hätte.

»Willst du mir etwa beweisen, daß ich so dumm sei und dich noch lange nicht durchschaut habe? Tust du

solches nur aus Trotz gegen mich? — Ich glaube fast! — Denke darüber nach!«

* * *

Der spontane Rückfall zur Onanie erwies sich nicht als dauernd. Die paar Bemerkungen, die ich auf sein Geständis machte, genügten, um den Knaben zum endgültigen Entsagen zu bringen.

Wahrscheinlich hätten nun die Besprechungen abgebrochen werden können, denn es zeigte sich an dem Knaben das Werden einer ganz neuen Einstellung zum Leben. Die Wirkungen davon wurden natürlich nicht von einem Tage auf den anderen deutlich. Auffällig war zuerst nur, daß Gustav sich mehr mit seinen Klassengenossen abgab, an ihren Spielen einen regeren Anteil nahm und ein lebhafteres Temperament erhalten zu haben schien. Er lachte mit den Kameraden und schien geistig und körperlich viel beweglicher geworden zu sein. Das Grübeln war verschwunden.

Ein Traum, den er mir brachte, ließ mich in seiner Analyse noch einen Schritt weiter gehen.

— (Traum:) Die Polizei wollte meinen Vater abführen. Er war beschuldigt, eine Frau erstochen zu haben. Ich wehrte mich für ihn, aber sie führten ihn gleichwohl ab. —

Auf seinen Vater eingestellt, vernahm ich, daß Gustav früher oft Angst hatte, Herr Moser müsse bald sterben, denn er war kränklich. Der Knabe gehorcht ihm aufs Wort, während die Mutter weniger mit ihm anfangen könne. Er habe beide Eltern gleich lieb, aber vor dem Vater habe er mehr Respekt, als vor der Mutter.

Einmal sei ein Flieger-Rößlispiel in der Stadt gewesen. Der Vater habe ihm Geld gegeben, er solle mal

mitfahren. Er habe das vorher heiß gewünscht, als er jedoch das Geld hatte, fing es ihn an im Halse zu würgen. Er gab den Zwanziger seinem Vater zurück mit der Bemerkung, er solle sich damit lieber etwas kaufen, Gustav habe daran ebenso viel Freude.

Auf seinen Traum eingestellt, meldete Gustav, daß er in Tränen des Mitleids erwachte und zuerst meinte, der Traum sei wahr. Er lief ins Schlafzimmer der Eltern, um sich zu überzeugen, daß der Vater noch da sei.

Zu den einzelnen Traumstücken wurden nun Einfälle gesammelt. (»Polizei«.) — Ein anderer Traum, den ich in der gleichen Nacht träumte. Ich hatte ihn vergessen. — Der Vater war gestorben. Es war Begräbnis. An der Straße standen viele Polizisten. Viele Herren in Zylindern, Studenten und die Stadtmusik nahmen am Trauerzuge teil. Ich konnte gar nicht traurig sein ob all der Pracht (s. vorn S. 73 freier Aufsatz: »Warum ich nicht gerne Bibliothekbücher lese«). Die Mutter neben mir weinte. —

(Zum ganzen Traum:) Gustav hatte mit dem Vater dem Trauerzuge eines vornehmen Herrn zugeschaut. Die Straße wurde von Polizisten freigemacht, im Zuge waren Musiken, Studenten und Herren mit Zylindern, ähnlich wie im Traume. Gustav empfand das Schauspiel als pomphaften »Umzug«, wie er sagt, bei dem es immer etwas Neues zu sehen gab, und wo man deswegen gar nicht dazu kam, an den Tod zu denken. Der Vater sagte bei diesem Anlaß zu seinem Sohne: »Bei Mosers geht es dann nicht so, die verscharrt man einfach.«

(»Der Vater ist gestorben!«) — Ich hatte früher oft Angst, er sterbe. — Als ich etwa fünfjährig war, mußte

ich oft denken: ‚Ich wollte, der Vater wäre tot!‘ Dann fürchtete ich, er müsse sterben, weil ich das gedacht hatte. (Allmacht der Gedanken.) Ich meinte, es könnte ihm in der Werkstätte ein Unglück passieren. —

(»Ein Unglück.«) — Etwa er komme in die Transmission. — Ich mußte ihm einmal das Mittagessen in die Werkstätte bringen.

Da warnte er mich, den Riemen zu nahe zu kommen. — (»Transmission«.) — Reißt einem Arme und Beine aus — (lacht) — Abhauen des Gliedes.

(»Ich wollte, der Vater wäre tot!«) — Wie ich das denken mußte. — Ich dachte damals überhaupt alle wüsten Wörter über den Vater.

(»Etwa, er sei . . .«) — Etwa er sei ein Vagant. Und je ärger ich dachte, es sei eine Sünde, so zu denken, desto ärger mußte ich es denken. Alles Beten nützte nichts dagegen. —

(»Du hast gebetet?«) — Die Mutter empfahl es mir, als ich ihr meine bösen Gedanken mitteilte. — Ich vergaß es erst, als ich einmal acht Wochen in die Ferien konnte zu Verwandten im Waadtland. —

(»Vagant.«) — Einmal ging ich mit einer Kusine, die bei uns in den Ferien war, durch den Tannwald. Da hörten wir in einem Gebüsche einen Lärm. Ich wollte hinzu, aber die Kusine schrie und riß mich fort. Wir eilten davon. Sie sagte, das sei ein Sauhund. —

(»Hast du etwas gesehen?«) — Ein Vagant wollte eine Frau töten — (errötet, beißt sich auf die Lippen, schaut mir blitzschnell forschend ins Gesicht, ob ich etwas gemerkt habe, verbeißt ein Lächeln.)

(»Warum schweigst du?«) — Ich weiß jetzt erst, was das war. —

UNIV. BIBL.
BERLIN.

(»Erinnere dich an die Lüge, die du über deinen Vater dem Emil Lang in den Mund legtest: der Vater sei ein Vagant und ein Sauhund.«) — Es schienen mir die wüstesten Wörter, die es gibt. —

(»Geschah die Beobachtung im Tannwald vor oder nach den schlechten Gedanken, die dir über deinen Vater aufstiegen?»)— Es war vorher. —

(»Wie alt war die Kusine, war sie jünger als du, war sie älter.«) — Sie ist sechs Jahre älter. Ich hatte sie als kleiner Knabe sehr gern. Sie war schuld, daß ich zu den Verwandten in die Ferien konnte, es sind ihre Eltern. —

(»Hat sie denn damals nicht gewußt, was das war, und habt ihr nie darüber gesprochen?«) — Ich habe ihr versprechen müssen, nie darüber zu reden. Ich denke, sie wußte, was es war. —

(»Du legtest Emil Lang in den Mund, er habe deinen Vater als einen Vaganten und Sauhund bezeichnet — du wolltest also deinem Vater sagen, er sei ein Vagant und Sauhund. Was »Vagant und Sauhund« für dich als kleinen Knaben für einen Sinn hatten, das weißt du nun, du weißt auch, was »töten«, »erstechen« heißt — in deinem ersten Traume wird dein Vater beschuldigt, eine Frau erstochen zu haben —«) — (Er lächelt.) (»Weshalb lächelst du?) »Ich dachte an die Mutter — sonst wäre ich ja nicht da —.« (Der kleine Gustav hatte wohl gelegentlich die Eltern beim Geschlechtsverkehr beobachtet, denn es kommt nicht von ungefähr, daß er an der Sucht litt, im Schlafe aufzufahren und zu rufen, bis ihn die Eltern z w i s c h e n sich ins Bett nahmen.)

(»Die Mutter — im zweiten Traume gehst du neben der

Mutter.«) — Ich gehe gerne mit der Mutter. Wenn der Vater nicht da ist, so regiere ich über die andern (Geschwister). — An einem Abend, als sie von der Stadt heimkam, gab ich ihr den Arm. —

(»Was kommt dir zum den Arm geben in den Sinn?«) — Die Liebespaare geben einander den Arm. — Und etwa der Vater gibt der Mutter den Arm. —

(»Du möchtest also den Vater spielen. Wenn er im ersten Traum weggeführt wird, oder wenn er im zweiten Traum gestorben ist, was auch »weg sein« heißen soll, so bist du der, welcher an seine Stelle rückt. Siehst du, was für ein geheimer Sinn in deinen beiden Träumen verborgen liegt!«)

* * *

Beide Träume sind Manifestationen der Oedipuseinstellung. In beiden wird der Vater auf irgendeine Weise weggeschafft. Ist der Vater einmal weg, so rückt Gustav als Aeltester an seine Stelle neben der Mutter, wie die Einfälle zum erstgeträumten Traume schön zeigen.

In diesem Traume, der also vor dem andern (mit den Polizisten) in der gleichen Nacht vorkam, ist der Vater tot. Trotzdem er mit großem Pomp begraben wird, sogar die Mutter erweist ihm Mitleid, sie weint, macht es auf den Träumer keinen Eindruck. Es ergeht ihm wie beim Bücherlesen an »schönen« Stellen: er steht gleichsam über dem Gefühle als teilnahmsloser Zuschauer. Der Traum erscheint ihm im Traume selber unwahrscheinlich, so wie die »nur gedichteten« Bücher, von denen er sich nicht rühren läßt.

Der Träumer, der im Traume seinen Vater gestorben sein läßt, gönnt diesem ein großartiges Begräbnis. Er

hat bei dem Ausspruch Vater Mosers: »Bei Mosers geht es dann nicht so . .«, als sie zusammen dem Trauerzuge des vornehmen Herrn zuschauten, schon den Neid seines alten Herrn herausgefühlt — nun erfüllt er ihm den Wunsch, ebenso wie der Vornehme begraben zu werden. Dabei erhöht er sich selber, indem er sich doch mit dem Vater wieder identifiziert: er ist, wenn der Vater nicht da ist, der Vater. Es kann hier überhaupt bemerkt werden, daß sich ein jeder Knabe irgendwie mit dem Vater identifiziert, auch wenn er noch so negativ zu ihm sich einstellt, wenn er ihn ablehnt. Denn der Vater imponiert ihm doch als der Mächtige, als der, dem alles möglich ist — nämlich vom Gesichtspunkte des kleinen Knaben aus gesehen.

Die Einfälle zeigen deutlich, daß in die Träume auch der Kastrationsgedanke hineinspielt. Die Transmission reißt einem Arme und Beine aus, Symbole für das männliche Glied. Der Kastrationsgedanke gilt dem Vater und dem Sohne. Der Sohn hatte Angst, der Vater komme in die Transmission, d. h. er werde kastriert. Der Vater warnt den Sohn vor der Transmission, weil sie einem Arme und Beine ausreißt; der Träumer bringt sich also den Gedanken an die eigene Kastration nahe.

Der zweite, zuerst erinnerte Traum ist eigentlich nur eine Abschwächung des ersten. Er verdeutlicht aber den ersten dadurch, daß er das Verhältnis zur Mutter beleuchtet: Der Vater ersticht die Mutter. Der Traum bestätigt die Vermutung, daß der kleine Gustav die Eltern einst beobachtete. Wir wissen aus der psychanalytischen Literatur, daß das kleine Kind den Geschlechtsakt gerne als einen Akt der Gewalt ansieht (hier als ein Erstechen). Einen deutlicheren Oedipustraum kann man

sich kaum denken: Der Vater wird wie ein Mörder abgeführt, weil er die Mutter besaß. Die Einfälle zu den Träumen beweisen, daß sich Gustav an Stelle des Vaters setzt, sobald dieser »weg« ist.

Nachdem ich Gustav noch gezeigt hatte, wie er im Begräbnistraume den Vater nebenbei zum Lügner macht (— bei Mosers geht es ja nun doch auch so vornehm — trotz der gegenteiligen Behauptung des Vaters —), wandten wir uns der Rößlispielgeschichte zu.

Den unbedingten Gehorsam konnte ich mir als Negativ zu seiner Vaterablehnung leicht erklären. Der absolute Gehorsam ist die Verschiebung ins Gegenteil einer unbewußten Regung, dem Wunsche nach absolutem Ungehorsam. (Aehnlich, wie der Todeswunsch gegen den Vater verdrängt ist und in Angst vor dem Tode des Vaters umschlug.)

Auf das Flugmaschinenrößlispiel eingestellt, fiel ihm ein, daß er gerne Fliegern zuschaue. Er selber würde gerne Flieger. Das würde ihm Größe, Macht bedeuten. Der Vater spricht von den Fliegern verächtlich »wie von Seiltänzern«. Ihm jedoch gefällt die Kühnheit, und daß den Fliegern alle Leute zuschauen. Fliegen ist eine Art, sich von den andern betrachten, bewundern zu lassen und andere vom erhabenen Standpunkte aus zu betrachten (Zeige- und Schaulust).

Das Fliegen auf dem Rößlispiel wird ihm vom Vater anerboten.

»Es rührte mich, und darum würgte es mich!«

Die ambivalente (zugleich zuneigende und ablehnende) Gefühlseinstellung zum Vater macht sich geltend. Es rührt ihn, daß ihm der Gehaßte etwas anbietet, das die Erfüllung eines seiner Wünsche bedeutet. Er sühnt für

seine negativen Gefühle gegen den Vater, indem er das Anerbieten ablehnt.

Weitere Gründe zu diesem Versagen: Gustav weiß, daß der Vater die Fliegerphantasien der Jungen ablehnt, auch ist das Fliegen auf dem Rößlispiel nicht »echt«.

»In einem richtigen Flugzeug hätte ich schon fliegen mögen. Es wäre mir gleichgültig gewesen, wenn ich heruntergefallen wäre.«

»Warum gleichgültig?«

»Das ist ein schöner Tod. Ein schönerer, als im Bett an einer Krankheit zu sterben, und früher oder später stirbt man doch.«

»Ein schöner Tod?«

»Ja. Man braucht nicht lange zu leiden, es geht rasch vorüber. Und man stirbt als Held.«

Dieser Ausspruch wurde nicht schroff zurückgewiesen. Es wurde auch nicht versucht, dem Knaben den Gedanken auszureden. Aber in einer Lektionsstunde wurde mit der ganzen Klasse darüber geprochen, was falsches und wahres Heldentum sei. Selbstverständlich durfte dabei nicht an Gustavs Ausspruch angeknüpft werden. Die Geschichte der Kriege, der Entdeckungen und Erfindungen und der menschlichen Arbeit überhaupt bieten Anknüpfungspunkte genug.

Während der nächsten Stunde unter vier Augen mit Gustav wurde dann das Heldentum-Problem, von ihm aufgegriffen, nochmals kurz gestreift, und es zeigte sich, daß ihm die Lektion zu denken gegeben hatte und er seine Meinung änderte.

Die Rößlispielgeschichte hat noch eine weitere Seite. Der Vater solle sich damit etwas kaufen, meinte Gustav.

»An was hast du denn etwa gedacht?«

»Etwa an ein Bier. Ich habe ihm gesagt, er könne gerade ein Bier mit dem Gelde kaufen.«

(Einfälle.) Im Bier ist Alkohol. Aber nur wenig, es macht nichts. — Ich liebe das Bier eigentlich nicht, weil es bitter ist und kratzt. Ich trinke gleichwohl, wenn ich bekomme. — Weil alle Erwachsenen trinken, um den Großen zu spielen. — Ein Betrunkener. Es ist nicht schön, wenn einer betrunken ist, er ekelt einen, und doch muß man ob ihm lachen. — Am Vortage meiner Träume (von Vaters Abführung und Tod) sah ich einen Betrunkenen in der Stadt, der von zwei Polizisten abgeführt wurde und sich wehrte, aber umsonst. — Ein Betrunkener mahnt mich an einen Verrückten, da muß man auch lachen und hat doch Angst. Bei der Wirtschaft »Bellevue« sah ich einst einen, der aus der Irrenanstalt entronnen war. Er rannte zwischen den Tramschienen und möögte wie ein Tier, dazu schlug er sich mit der Faust auf den Kopf. — Man schlägt die Kaninchen auf den Kopf, wenn man sie töten will. — Der Vater tötet unsere Kaninchen. —

(»Ein Glas Bier.«) — Herr Prell, ein Freund des Vaters, ist an einem Glas Bier gestorben. Es war schlechtes Bier, und er trank es in die Hitze hinein. Er bekam Krämpfe und Blinddarmentzündung. Ich war damals noch ein kleiner Knabe, ich erinnere mich nicht mehr recht, aber der Vater spricht noch oft von Herrn Prell. —

»Und wenn nun der Vater damals beim Rößlispiel auch ein schlechtes Glas Bier erwischt hätte —!«

»Daran dachte ich nicht!«

Der Gedanke ergriff den Knaben aber; unbewußt

hatte er eben daran »gedacht«, denn er kannte die Möglichkeit der tötenden Wirkung des Bieres.

* * *

Nachdem die nicht bewußt gewesene und ins Gegenteil verdrehte Regung gegen den Vater von Gustav erkannt war, wichen die Reste des innerlich unruhigen und äußerlich schlaffen Grüblertums vollständig.

In späteren gelegentlichen Besprechungen suchte ich mich über die Tragweite der Analyse zu orientieren und konnte mich an der weiteren Entwicklung des einstigen Sonderlings nur freuen. Mehr und mehr benahm er sich wie ein anderer gesunder Bub und erwarb sich Kameraden. In der Klasse leistete er mehr als vorher, wohl weil nun der »Wahrheitsdrang« nicht mehr den größten Teil seiner Kräfte absorbierte und zur Arbeit verwendbar wurde.

* * *

Wenn ich zum Schlusse meines Berichtes das gesamte zutage geförderte Material nochmals sichte, um in einigen großen Zügen den Wahrheitsfanatismus in seinen ursächlichen Zusammenhängen zu skizzieren, so erhalte ich folgendes Bild:

Der Knabe lehnt seinen Vater ab,

1. weil er ihn entwerten will, um sich selber zu erhöhen. (»Die Eltern sind gar nicht so gescheit . . . .«)
2. weil der Vater ihn an der Gewährleistung seiner Triebansprüche hindert (Zeige-, Schautrieb, Onanie) und mit der Kastration bedroht,
3. weil er an seiner Stelle neben der Mutter sein möchte. (Oedipuseinstellung.)

4. weil er, respektive die Mutter, ihn nicht sexuell aufklären will.

Der Knabe verdrängt

1. den Zeige- und Schautrieb, indem er sie in den Wissensdrang abdrängt; hier liegt die Disposition zum Wahrheitsdrang,
2. die Onanie aus der Kastrationsangst, auch um die Vermutung des Vaters auf Onanie (die er ihm andichtet, oder für deren Vorhandensein er doch zu wenig deutliche Beweise aufbringt) Lügen strafen zu können. Die Onanie ist jedoch nicht überwunden. So wird das ganze Wesen des Knaben verlogen und pessimistisch verstimmt. Das Gefühl der eigenen Verlogenheit wird in die Außenwelt projiziert und dort bekämpft. Es steigert den durch die Eltern geweckten Verdacht, die Welt sei verlogen. (Die Eltern, das Elternhaus ist die erste »Welt« des Kindes, nach der es sich meist das weitere, das spätere Weltbild zurechtlegt.),
3. die Vaterablehnung in ihr Gegenteil, in guten Gehorsam, Besorgnis um das Leben des Vaters, Sühnehandlungen wie das Nichtannehmen von Vaters Güte; der verdrängte Todeswunsch gegen den Vater erweckt aber auch Grübelsucht, sowie es die Probleme über Tod und Sterben überhaupt tun.

Aus diesen zum Teil komplizierten Umstellungen und Umwertungen wird der ganze Charakter des Knaben verfälscht.

Von besonderem Interesse in der Entstehung des

Fanatismus neben der Verdrängung des Schau-Zeigetriebes in Wissensdrang (der sich ja normal hätte weiter entwickeln können) ist die Stelle der Lüge mit dem Kameraden Lang, wo, diesem in den Mund gelegt, Gustav seinem Vater »die Wahrheit« ins Gesicht schleudert, nämlich er sei ein Vagant, ein Sauhund, d. h. er schaffe die Kinder mit der Mutter, was ihm der Vater bei der Geburt des Brüderchens verheimlicht hatte. Diese Stelle bedeutet den bewußten Durchgangspunkt zum Drange nach Wahrheit. Hier wird die »Wahrheit« gesagt, d i e Wahrheit, die man ihm vorenthielt (über Geburt und Zeugungsakt); nach Ausspruch derselben nimmt sich der Knabe vor, nie mehr die Unwahrheit zu sagen.

Auf der Grundlage der sexuellen Neugier, der Lüge der Eltern, das Geheimnis Zeugung-Geburt, Tod-Sterben betreffend, demonstriert der Knabe fortwährend, daß alles lügt, wie die Eltern gelogen haben, und wie er selber verlogen ist (Onanie, Verdrängungen). So ist sein Wahrheitsfanatismus als Kompensation zu verstehen. Gustav will in der eigenen Wahrhaftigkeit und seinem Wahrheitsstreben die Eltern und alle Welt übertreffen, besonders da, wo diese versagen.

Aus der verdrängten Onanie, die mitsamt den Kastrationsgedanken den Knaben stark beunruhigt, und aus der verdrängten Vaterablehnung strömen weitere affektive Energien, um aus dem Drange nach Wahrheit eine Sucht zu machen, überall Lüge und Trug zu finden und mit trauerndem und weltanklagendem Gemüte laut die Wahrheit und Wahrhaftigkeit zu fordern.

Verlag Ernst Bircher A.-G. Bern-Leipzig

Schriften zur Seelenkunde und Erziehungskunst

V.

Psychanalytische Erfahrungen aus der Volksschulpraxis

Von HANS ZULLIGER, Lehrer

Preis Fr. 4.—

VI.

Zur Psychologie des philosophischen Denkens

Von Dr. O. PFISTER, Pfarrer in Zürich

Preis Fr. 2.80

VII.

Der seelische Aufbau des klassischen Kapitalismus und des Geldgeistes

Von Dr. O. PFISTER, Pfarrer in Zürich

Preis Fr. 2.80

VIII.

Der Aberglaube

Von HERBERT SILBERER, Wien

Preis Fr. 2.50

20.3.

Verlag Ernst Bircher A.-G. Bern-Leipzig

Werke über Psychanalyse

Von Dr. OSKAR PFISTER, Pfarrer in Zürich

Die Liebe des Kindes
und ihre Fehlentwicklungen
Ein Buch für Eltern und Berufserzieher

Gr. 8°, XII und 376 Seiten

Broschiert Fr. 9.80, gebunden Fr. 12.—

Der psychologische und biologische
Untergrund expressionistischer Bilder
Mit 12 Abbildungen und 2 Tafeln

Geheftet Fr. 6.—

Au vieil Évangile par un chemin nouveau
La psychanalyse au service de la cure
d'âme pour ceux qui se sentent esclaves
de leurs nerfs et de leur caractère

Traduit par H. Malan. Préface de Pierre Bovet.

Geheftet Fr. 6.—

La Psychanalyse au service des éducateurs
Conférences faites au cours de vacances
de la Société Pédagogique Suisse

Geheftet Fr. 7.50

B 54 8.3

23.20629